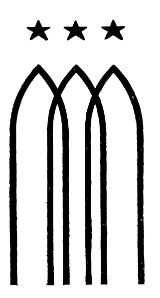
UNSER BUND

ZEITSCHRIFT DER ÄLTEREN IM BDJ.

★ ★ ★



14. JAHR DEZEMBER 1925 CHRISTMOND NR. 12

Inhalt

Unsere Konten:

Bundeskanzlei und Geschäftsstelle in Wülfingerode bei Sollstedt lautet:
Bund Deutscher Jugendvereine, Geschäftsstelle Wülfingerode-Sollstedt, Berlin Nr. 22226

und das der „Treue"-Buchhandlung:
„Treue"-Buchhandlung, Wülfingerode-Sollstedt, Leipzig Nr. 31624

für die Westerburg:
BDJ. Westerburg-Verwaltung, Westerburg, Frankfurt a. M. Nr. 30840
BDJ.-Westerburg, Werkgemeinschaft, Westerburg (Westerwald) Frankfurt a. M. Nr. 30840

und für die Zeitschrift „Unser Bund":
Thüringer Verlagsanstalt u. Druckerei G. m. b. H., Jena, Erfurt Nr. 2922.

Schriftleitung: Jörg Erb, Haslach i. K. (Baden), Gerhard Langmaack, Hamburg 36, Adolphsbrücke 7, in Verbindung mit Gotthold Donndorf, Hamburg, Jakobikirchhof 26, Dr. Wilhelm Stählin, Nürnberg, An St. Lorenz. Druck und Verlag: Thüringer Verlagsanstalt u. Druckerei G. m. b. H., Jena. Postscheckkonto: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Erfurt Nr. 2922.

Bestellung bei der Post vierteljährl. 1.50 M.



Älterenblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine

14. Jahr — Dezember 1925 Christmond — Nr. 12

Postversand: Jena. — Preis des Blattes Mk. 0.50.

Reife.

Wilhelm Stählin.

Alles Lebendige will reif werden und in seiner Reife sich vollenden. Der bräutliche Schmuck der Blüten, mit dem der Frühling Baum und Gesträuch umkleidet, dient im geheimen dem Sinn des Lebendigen, daß aus der Blüte die Frucht werde, die reif werden kann in der Sonnenglut des Sommers. „Wenn die Frucht gebildet und vollendet ist, dann ist das Pflanzenwesen reif geworden und der Ring des Lebens hat sich geschlossen." Indem die Frucht reift, verherrlicht sie den Schöpfungsgedanken Gottes mit dem Lobgesang, der ihr gegeben ist; denn nun darf sie ein Werkzeug werden für Gottes kühnstes Schöpfungswunder, daß das Leben sich fortzeugt in seiner besonderen Art und in der Frucht den Keim des neuen Lebens trägt.

Der Mensch steht nicht außerhalb dieser heiligen Ordnung alles natürlichen Lebens. Reif zu werden und in der Reife fruchtbar zu werden, ist seine Bestimmung. Hundert Lieder sind erklungen zum Preis des jungen Menschen, seiner Schönheit und seiner Glut, seiner sieghaften Freudigkeit, seiner unbegrenzten Möglichkeiten, und in tausendfachem Echo hat die Jugend selbst diesen Lobgesang zu ihrer eigenen Ehre gesungen: wir sind jung und das ist schön! Laßt uns ein anderes Lied singen zum Preis der Reife, zur Ehre des reifen Menschen, der nicht mehr jung genug ist, um zu schwelgen in Blüten, die dann ohne Frucht verwelken, der noch nicht zu alt ist, um nicht mit der Vollkraft des Lebens Frucht zu tragen und neues Leben zu zeugen. Die Reife, zu deren Ehre und Würde wir uns bekennen, steht nicht am Anfang, aber sie steht auch nicht am Ende, da sich der Lebenstag neigt zum großen Feierabend, sondern sie steht in der Mitte, auf der Höhe des Lebens, sein schöpferischer Mittelpunkt, die Gipfelhöhe zwischen Jungsein und Altern. Darum weihen wir den Mittwoch, die Mitte des siebentägigen Lebenskreises, die Mitte zwischen Ursprung und Vollendung, zwischen dem Wagnis des Lebens und der Weite der Welt, dem Gedanken an die Reife, in der unsere irdische Bestimmung sich vollendet, und sagen aus der drängenden Fülle der Lebensmitte wie aus der Mittagsglut eines reichen Sommertages: Jung sein ist schön, aber reif werden ist köstlicher.

Es ist aber ein edler Stamm, an dem das Menschentum zu seiner Reife gedeiht, ein edles Gefäß, in dem die Reife unverwelkt bewahrt wird und immer

von neuem sich verjüngt: die Familie. — Wenn die Zeit der Reife gekommen ist für den menschlichen Leib, dann ist er von Gott der höchsten Ehre gewürdigt, selbst schöpferisch zu werden, indem er neues Leben erzeugt und das erzeugte in mütterlichem Schoß bewahrt, bis seine Stunde gekommen ist. „In dem unerhörten Wunder der Fruchtbarkeit, der Zeugung und Geburt, erfüllt der Leib seine höchste irdische Bestimmung." Wehe, wenn seine edelste Kraft nicht keusch behütet ist bis zu den Jahren der Reife. Es ist das unbegreifliche Recht, der heilige Beruf des reifen Mannes, zu zeugen, der reifen Frau, zu gebären. Aber je höher ein Lebewesen in der Stufenfolge der Kreaturen steht, desto weniger ist Zeugung und Fruchtbarkeit an die physische Erzeugung gebunden. Die reife Frucht fällt vom Baum und bedarf seines Schutzes und seiner Hilfe nicht mehr. Aber das Menschenkind bedarf, ehe es stark genug ist, sein eigenes Leben zu leben, der Hilfe, die ihm nur der reife Mensch, aus dessen Fruchtbarkeit es entsprossen ist, zu geben vermag. Darum wird der Beruf, der menschlicher Reife gegeben ist, nur in der Lebensgemeinschaft von Mann und Frau, von Eltern und Kindern, vollendet und erfüllt. Die Familie ist die Stätte der Reife, und nur reifes Menschentum baut das Haus, in dem die Familie leben kann. Hier dürfen alle Kräfte der Reife strömen und wirken; hier darf junges Leben sich entfalten in Keim und Blüte und wird ohne Aufhören von der zeugenden Kraft des reifen Menschentums befruchtet und bereitet für eigenes Wachsen und Reifen.

Reif werden, das heißt zur Ruhe kommen. Der reife Mann ist nicht mehr der Jüngling, den es in alle Weiten lockt, den es immer wieder zu neuem Beginnen treibt, weil da noch so manche Straße ist, „die nimmer er marschiert", und der tausend Dinge beginnt, weil er an keines sich binden kann und mag; die reife Frau ist nicht mehr das Mädchen, das, von grenzenlosen Sehnsüchten erfüllt, seine eigenen Möglichkeiten — und Grenzen — noch nicht entdeckt hat. Es ist köstlich, zur Ruhe zu kommen an einem Ort, der Heimat wird; in einem menschlichen Kreis, der alle anderen menschlichen Gemeinschaften keimhaft und wesenhaft in sich schließt: Freundschaft und Bund, Gemeinde und Volk und Menschheit und Welt, und der doch eng umgrenzt alles ins Konkrete und Lebendige rückt, gar nicht mehr unübersehbare Weite, sondern unmittelbare Gegenwart, gar nicht nur Idee, sondern lebenswarme Wirklichkeit. Sich in das Konkrete binden und für das Nächste und den Nächsten gegenwärtig sein, sich begrenzen und auf einen Punkt wie im Beruf so auch in menschlicher Gemeinschaft die Fülle des Herzens und die Kraft der Treue hinströmen lassen, das ist das Kennzeichen der Reife.

Reif werden, das heißt tapfer werden. Es ist etwas Köstliches um die flammende Kraft der Begeisterung, um die Kühnheit des ersten und ungebrochenen Schwungs, mit der ein junger Mensch das Leben bestürmt. Aber es ist viel Romantik darin, die die Wirklichkeit des Lebens verkennt und das Leben mißt an einem erträumten Bild. Das muß so sein, und gäbe es nicht die beschwingende Kraft dieser Ideale, so möchte das Wagnis des Lebens manch junges Gemüt erschüttern und ganz und gar entmutigen. Aber reif wird keiner ohne den tapferen Weg in die Wirklichkeit, und ganz nüchtern, ganz wirklichkeitsoffen, ohne Illusion und ohne Wehleidigkeit in der Welt stehen, wie sie ist, das ist die köstliche Frucht der Reife. Darum ist die unverdrossene Treue, die Woche um Woche, Tag um Tag den Weg in mühselige Arbeit geht, und die Tapferkeit, die das Abenteuer des Lebens besteht, obwohl das Herz

den Tropfen Blutes gesehen hat, der auf den Weg des Gralsritters gefallen ist, das Vorrecht des reifen Menschen. Und darum ist die lautere Güte, die nicht mit schnellen und scharfen Maßstäben mißt, sondern den Schwachen hilft, weil sie von eigener Schuld weiß, der Erweis höchster Kraft und Reife. „Rein bleiben und reif werden", das Wort aus dem Munde eines edlen und unvergeßlichen Dichterjünglings, steht doch erst an der Schwelle der Reife; und es haben sich Tausende von Menschen schmerzlich an diesem Wort gequält; gequält an der furchtbaren Wirklichkeit, daß wir nicht rein bleiben, und daß durch die eigene Unreinheit hindurch der Weg des wahren Reifwerdens geht. Aber eben weil wir reif werden nicht ohne eigene Schuld, darum erwächst auf der Höhe der Reife jene männliche und mütterliche Tapferkeit der Liebe, die wahrhaft hilfreich ist, weil sie reich ist an Leid.

Reif werden, das heißt kindlich werden. Es sind Jahre, da muß der Jüngling und die Jungfrau das Gewand der Kinderjahre abtun, muß hineintauchen in die große Ernsthaftigkeit des Lebens, und manches junge Angesicht ist geadelt von frühem und schwerem Ernst. Aber wie alles Leben sich in der heiligen Ordnung der drei Stufen vollzieht, da die dritte der ersten benachbart ist, so wächst auf der Sonnenhöhe der Reife eine neue Kindlichkeit. Das Kind kann spielen und spielend lachen, bis irgendein Schmerz das Lachen in Weinen verkehrt; die Jugend kann fröhlich sein und übermütig und braucht darin ein Gegengewicht gegen die sie bedrängende Ernsthaftigkeit des Lebens. Der reife Mann, die reife Frau aber kann wiederum lachen. Lachen nicht mehr wie das Kind, lachen nicht mehr wie Knabe und Mädchen, wie Jüngling und Jungfrau. Es ist das Lachen, das aus tiefstem Ernst und großer verstehender Güte geboren ist, das Lachen, das um alle Tiefen weiß und eben darum die Furcht überwunden hat. Es ist das Lachen, das aus der großen Weisheit geschöpft ist und darum nicht mehr vor nichtigen Wichtigkeiten, auch nicht vor der Majestät des eigenen Ich in Ehrfurcht verharrt, sondern mit gütigem Humor — und was ist Humor anderes als fröhliche Güte? — das seltsame und immer von neuem erstaunliche Leben ergreift und seine Finsternisse durch die Güte und die Freude überwindet.

Darum ist das höchste Zeichen und die höchste Ehre der Reife, daß wir wieder Kinder werden dürfen. Und es ist der Mann erst dann ein richtiger Vater, wenn ihn nicht mehr die Ernsthaftigkeit des Lebens von seinen Kindern trennt, sondern ihn zu Lachen und Spiel mitten unter ihre Schar treibt, und die Frau ist erst dann wahrhaft Mutter, wenn sie nicht mehr durch die Tragik des Lebens oder durch die schwere Goldkrone wahren Glücks von ihren Kindern geschieden ist, sondern wenn sie — anders als das Mädchen das jemals kann — aus den geheimsten Tiefen der wissenden Frau heraus wieder ganz fröhlich, ganz kindlich werden und — lachen kann.

Mit Erlaubnis des „Greifenverlags" in Rudolstadt entnommen aus dem „Gottesjahr 1926". Der vorliegende Abdruck ist gekürzt.

*

Bund und Familie.

Rudolf Wintermann.

Ist das Verhältnis beider zueinander wirklich ein so schweres Problem, daß es uns auf der Leitertagung *) beschäftigen mußte? Vor mir liegt ein Brief, aus dem ich einige Sätze hierher stelle: „Meine Eltern sind Gegner der Jugendbewegung. Sie können sie nicht leiden. Schon allein wegen ihrer Kleidung nicht. Ich darf nicht einmal meinen Reifen tragen. Das sieht gewöhnlich aus. Jedes Dienstmädchen läuft so herum. „Du brauchst ja nur Wandervogel zu sein, wenn du auf Wanderung bist." „Nein, Mutter, ich bin's immer." „Was ist das für Quatsch? Immer muß ich mich über deine verrückten Ansichten ärgern und andere Leute lachen darüber." Ein andermal sagt Mutter: „Man muß in seinen Kreisen bleiben. Im Bund hier sind ja fast nur Dienstmädchen." „Ob Dienstmädchen oder sonst was, ist doch gleich, die Hauptsache ist doch, daß sie ordentlich und ehrlich sind." „Nein, du wirst dann von denen aus deinen Kreisen auch so betrachtet, und man zieht sich von dir zurück." Zum Schluß dieser Gespräche heißt es immer: „Wir wollen das so, und du tust es." Und ich muß mich dann fügen. Oft habe ich die Hände geballt und mir gesagt: „Ich will's nicht, ich tue es nicht." Aber ich muß doch gehorchen. Ich hab meine Eltern schon oft belogen. Wenn ich mal zum Bund ging, sagte ich, ich ginge zu meiner Freundin. Ich habe mir oft deswegen Vorwürfe gemacht, aber jedesmal, wenn ich fragte, ob ich dorthin oder mit auf Fahrt dürfe, hieß es: nein. Das hat dann so weh getan und ich habe doch wieder gelogen. Meine Eltern sind sonst herzensgut und wollen auch auf ihre Art das Beste für mich. Aber sie halten alles, was die Jugendbewegung will, für überspannt. Ich halte aber trotzdem immer zur Sache und bleib auch treu."

Soweit der Brief. Ist einer, der nicht die furchtbare Tragik fühlte: Ein noch verhältnismäßig junges Mädel, das zu uns gehören möchte, dem es — das weiß ich nicht nur aus dem Brief von ihr — ernst ist, wird doch durch den Konflikt zwischen Bund und Familie gerade zu dem getrieben, was dem Wesen der Jugendbewegung so fern liegt: zur Lüge. Und ist es übertrieben, wenn ich sage, daß es zahllose Fälle mit anderem und doch ähnlichem Gesicht gibt, daß wir hier einfach auf eine Tatsache stoßen, die uralt ist, auf den schweren und doch lebensnotwendigen Kampf der Generationen? Denselben Kampf, den wir in der Geschichte sehen, wenn wir etwa an die Hohenzollern und ihre Kronprinzen denken?

I.

Wir tun einen Blick in diesen Kampf und seine Ursachen. Deren sehe ich zwei vor allem. Einmal schaut die junge Generation das Leben aus einer ganz anderen Perspektive an als die alte Generation. Die Eltern lassen nur die sogenannten Realitäten gelten und verstehen darunter in der Regel Stellung, Beruf, Verdienst, Ehre, Ansehen usw. Ihr Ziel ist und bleibt im Grunde tausendfältig das eine, daß ihre Kinder wenigstens das erreichen, was sie erreicht haben, lieber noch, daß sie es weiter bringen als sie selbst. Typisch ist die landläufige Einschätzung etwa des Konfirmandenunterrichts: „Sie lernen da nichts Schlechtes, aber wichtiger ist, daß unser Junge Englisch lernt. Damit kommt er weiter." Oder ebenso typisch ist die Stellung zur Ehe der Kinder, vor allem der Mädchen: „Unsere Tochter soll versorgt sein, wenn

*) Auf der Westerburg.

möglich gut versorgt." Sie darf auch ihren Mann lieb haben, aber wichtiger als alle Liebe ist weithin das andere: Sie ist glücklich unter die Haube gekommen. Diese ganze Einstellung der älteren Generation wird dann verklärt durch den Nimbus der Abgeklärtheit, der Erfahrung und der inneren Ruhe, ist aber — und das fühlt lebendige Jugend — im tiefsten Grunde Resignation. So aber kann Jugend niemals ihre Lage sehen. Sie will anstoßen, stürmen, drängen, sie kennt andere Realitäten: Die Welt der Ideale, aus der heraus sie ihr Leben gestalten, aus der heraus sie die Welt ummodeln möchte. Diese Spannung verschärft sich noch dadurch, daß beide Generationen sich gegenseitig nicht für voll ansehen: Tausende von Eltern blicken auf ihre Kinder von der Höhe ihres Standpunktes herab, und ebenso viele junge Menschen schämen sich ihrer Eltern, die sie für veraltet halten. Kurz, es fehlt auf beiden Seiten an der nötigen Achtung, die die verschiedene Perspektive erträglich machen könnte.

Die andere Ursache dieses Kampfes aber liegt darin, daß zwischen Eltern und Kindern etwa vom 14. Jahre an ein Prozeß besonders hervortritt, den man den Loslösungsprozeß nennen könnte. Dieser Prozeß beginnt eigentlich mit dem Tage der Geburt; jede weitere körperliche und geistige Entwicklung ist ein Stück dieses Prozesses. Wird aber ein Mensch 14 Jahre, so nimmt diese Loslösung andere Formen an. Die Eigenart des Menschen schält sich heraus, will sich entfalten und stößt nun auf den Widerstand derer, die doch so gerne ihre Kinder nach ihrem Bilde prägen möchten. Das Tragische ist dabei, daß nicht bei den gleichgültigen Naturen und denen, die am liebsten ihr ganzes Leben sich führen lassen, sondern gerade bei den eigenen Menschen, denen es mit ihrem Lebenswege heiligster Ernst ist, und nicht bei den Eltern, die ihre Kinder in der Regel gewähren lassen, sondern bei denen, die sie ganz inbrünstig lieben und wirklich erziehen möchten, dieser Kampf so scharf wird, daß er die Menschen nicht nur zur Opposition, sondern oft genug zu blinder Ungerechtigkeit treibt, so daß auf der einen Seite dann oft jeder Sinn für die Notwendigkeiten des Familienlebens schwindet, auf der anderen Seite aber die Familie zum Götzen wird, der strikte Unterordnung fordert. Wieviel junge Menschen in diesen Jahren das Heim verlieren, wieviel Eltern in diesen Jahren trotz ihrer Liebe zu den Kindern einsam sitzen, läßt sich gar nicht sagen.

Dieser Kampf hat nicht zu allen Zeiten die gleiche Schärfe gehabt. Es gab Zeiten, die ruhig, ohne große Erschütterungen dahinzogen und die demgemäß auch diesen Kampf kaum sichtbar werden ließen. Aber es gibt andere Zeiten, in denen Neues ringt, sich zu gestalten, in denen alle Gegensätze sich zuspitzen und daher auch die Generationen mit unerbittlicher Schärfe aufeinander stoßen. Das ist heute weithin so; und in die Jugendbewegung eintreten, bedeutet für viele, der alten Generation und damit auch dem Leben in der elterlichen Familie den Krieg ansagen. An drei Punkten kommt es gewöhnlich zum Kampf:

1. Während der Blick der alten Generation rückwärts gerichtet ist — ganz gleich, ob einer auf das alte machtvolle Deutschland oder die alte Sozialdemokratie, auf seine freie Jugend oder seine Militärzeit schaut — sieht Jugend vorwärts. Sie hat den Glauben an die gute alte Zeit einfach verloren. Sie rückt bewußt oder unbewußt unter das Jesuswort: „Wer die Hand an den Pflug legt und schauet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes."

Man lese einmal drei Nummern der „Jungen Menschen" und man wird erkennen, wie alles dort vorwärts schaut.

2. Man wendet sich ab von der Geistlosigkeit weitester Kreise der alten Generation. Wir müssen hier einer Tatsache offen ins Auge sehen: Die Familie ist weithin, nicht nur äußerlich, nein, in noch viel stärkerem Maße innerlich zerstört worden, und ihr Dasein ist oft nichts anderes als ein Scheindasein. Was ist der Vater, was ist die Mutter ihren Kindern wirklich? Wie füllt die Familie ihr Beisammensein, ihre Winterabende aus? Wo ist selbst die natürlichste Gemeinschaft geblieben, die Tischgemeinschaft? Wo ist Familienzucht und Familiensitte, wo die letzte Verantwortung? Die Familie vermag einfach ihre Glieder nicht mehr zu fesseln. Entweder sind die Kinder genau so geistlos und dann gibt es allenfalls ein Nebeneinander; oder sie sind zu neuer Verantwortlichkeit erwacht, und dann stehen sie als Fremdlinge in der Familie, unverstanden und darum blind gegen das Gute der alten Familie. Diese aber möchte sie in ihrer Selbstherrlichkeit fesseln und übersieht ganz, daß gerade in dem Uebergangszeitalter die jüngere Generation noch eine andere Gliederung neben der Familie gebraucht, eine Gemeinschaft, in der sie mit ihresgleichen zusammen ist, in der sie Menschen findet, die von den gleichen Nöten und Freuden einer bestimmten Entwicklungsstufe erfüllt werden. Das ist gerade die Klage derer, die zu eigenem Leben erwachen: Im Elternhause werden wir nicht verstanden! Man nimmt uns nicht ernst, ja man lacht über das, was uns heilig und darum wert ist, man schilt uns überspannt, und so sind wir gerade mit unserem Besten, unserem Streben und Wollen, einsam mitten in der Familie.

3. Diese Spannung tritt heute an einem Punkte mit besonderer Schärfe hervor: Im Kampf um die neuen Lebensformen. Jede Art von Geist schafft sich ihre Form. Und es ist eine seltsame Erfahrung: Die meisten Menschen ertragen wohl eine andere geistige Einstellung, aber sie sträuben sich mit aller Kraft gegen die Formen, die aus anderem Geiste wachsen. So auch in unserer Frage: Die Alten leben in Formen, die für die Jungen einfach den Sinn verloren haben: Ich denke an das herkömmliche Autoritätsverhältnis, an die üblichen Gesellschafts- und Anstandsformen, an die Art der Feste, der Kleidung usw. Die Jungen wissen, daß diese Formen todesgeweiht sind und wollen sich nicht unter sie beugen. So zerbrachen sie sie entweder ganz und lebten ohne jede Form — jeder sieht die ungeheure Welle der Zuchtlosigkeit — oder sie begannen in der Jugendbewegung neue Formen ihres Lebens und Umganges zu schaffen und stoßen damit auf den Widerspruch der alten Generation, wie er uns in unserem Briefe begegnete. Seltsam und doch natürlich ist nur die Tatsache, daß der Widerspruch gegen die völlige Freiheit bei weitem nicht so groß ist, als der gegen feste neue Formen. Es scheint, als ob der Sprung in die Ungebundenheit leichter verstanden und darum verziehen würde als der in eine neue Gebundenheit.

II.

Unsere Frage ist nun die: Welche Form hat dieser grundsätzlich alte Kampf in unserem Bunde angenommen? Es wäre ein Todeszeichen für den Bund, wenn er nicht vorhanden wäre. Und er ist da, er wird mancherorts mit großer Schärfe gekämpft. Und doch, wollen wir ein richtiges Bild gewinnen, so müssen wir uns sagen, daß die obigen Ausführungen grundsätz-

licher Art waren und darum besonders scharf den Gegensatz herausarbeiteten, daß aber das Leben selbst doch mildert. Es sind nicht alle Eltern Kinder der alten Zeit, es sind aber erst recht nicht alle Jungen Kinder der neuen Zeit. Es gibt im Leben auf beiden Seiten ernstliche Versuche, sich gegenseitig zu verstehen, es gibt, was noch mehr bedeutet, ein Auf-einander-angewiesen-sein, das zum Verstehen zwingt, es gibt auf beiden Seiten eine Liebe, die zur Anpassung führt. Darum darf es uns nicht wundern, wenn unser Bundesleben nicht die grellen Gegensätze einer Schwarz-Weiß-Malerei bietet. Es ist in Wirklichkeit viel mannigfaltiger. Das weiß ich aus manchem Einblick in eine ziemliche Zahl von Gruppen, das haben mir auch die etwa 25 Antworten gezeigt, die ich auf meine Anfrage von verschiedenen Bundesgliedern erhielt und die im folgenden mit verwertet sind.

1. Der Kampf ist noch nicht überall in voller Schärfe entbrannt. In wenigen Bünden stehen bewegte und unbewegte Gruppen und Menschen so eng nebeneinander wie bei uns. So schwimmen viele Junge bei uns doch noch ganz in den herkömmlichen Bahnen, zumal wir im allgemeinen kein scharfes Ausleseprinzip haben und deshalb manche Gruppen auf einen gewissen Massenbetrieb eingestellt sind. Weiter ist durch die Verbindung vieler Gruppen mit der Gemeinde die Zahl der Allerjüngsten, eben Konfirmierten verhältnismäßig groß. Der eigentliche Konflikt aber setzt in der Regel erst einige Jahre später ein. Den 14- bis 17jährigen gesteht man noch gewisse „Absonderlichkeiten", ein gewisses Austoben zu: „Sie sind halt in den Flegeljahren. Und da ist es besser, sie toben sich in Jugendbewegung als in etwas anderem aus." Die Jungen und Mädel aber sind in diesen Jahren noch nicht zu einem zielbewußten Wollen durchgestoßen.

2. So finden wir in den Familien eine sehr verschiedene Bewertung des Bundes. Oft ist es ein Abwarten und Beobachten, besonders auf dem Lande, wo der Bund etwas Neues in der Dorfgemeinschaft ist. Man mag nicht gerade nein zu ihm sagen, besonders wenn die Autorität des Pfarrers dahinter steht, man mag auch nicht zustimmen, da man instinktiv fühlt, daß hier etwas anderes im Werden ist. So beobachtet man mit einem gewissen Mißtrauen, das dann — oft infolge irgend einer Aeußerlichkeit — in Zustimmung oder Ablehnung umschlägt. Zustimmung hat sehr verschiedene Ursachen. Hier und da begegnen uns bewegte Eltern, die sich freuen, wenn sie sehen, wie eigenes Leben in ihren Kindern wächst. Daneben stehen die anderen, die ihrem Kind alles zu Liebe tun, die seinen Wünschen einfach nachgeben und dann besonders froh sind, wenn ihre Frieda oder ihr Karl bei einem Feste glänzen. Meistens aber ist es ein anderes Motiv: Man sieht in dem Bunde eine bessere Bewahranstalt: „Nun ist er von der Straße und nicht im grünen Jäger", im Schutze des Herrn Pfarrers oder einer sonstigen Vertrauensperson. Hin und wieder findet man noch ein anderes Motiv der Zustimmung, nämlich eine positive Leistung einer Gruppe. Ich weiß einen Fall, wo eine Gruppe einen Faulpelz ganz umgewandelt hatte, oder wo sie ein Fest gegeben hatte, oder sich in den Dienst der Gemeinde, in die Fürsorge für Kinder oder Alte gestellt hatte, und wo aus der Anerkennung heraus auch die Zustimmung zur Gruppe erwuchs. — Aber es gibt auch Fälle genug, in denen Menschenkinder um ihre Zugehörigkeit zu uns einen jahrelangen Kampf zu kämpfen hatten. Auch die Ablehnung hat die mannigfachsten Gründe: Häufig sind die Eltern ausgesprochene politische oder kirchliche Parteileute von links oder rechts; dann

wieder Fälle, in denen sie an der Stellung des Bundes zu Alkohol und Nikotin Anstoß nehmen — auf der Westerburg wurde in der Aussprache von einem Jungen erzählt, dessen Vater trinkt und der den Jungen zwang, auszutreten, weil er die Kluft zwischen sich und ihm fühlte. — Oder es ist, vor allem bei Mädchen, die Ablehnung der Tanzbodenwelt, die viele Eltern in Harnisch bringt. Auch tiefere Gründe liegen vor. Wo eine Gruppe durch schlechte Mitglieder in Mißkredit gekommen ist oder wo — leider sehr häufig — Mitglieder über ihrer Liebe zum Bund ihre einfachsten häuslichen und beruflichen Pflichten versäumten, wo sie fast jeden Abend, ja jede freie Stunde dem Bunde schenkten, da hat mehr als einmal eine Gruppe sich den Ast, auf dem sie saß, abgesägt, und Liebe, die man ihr entgegenbrachte, wandelte sich in schärfste Ablehnung.

Eines ist Zustimmung und Ablehnung oft gemeinsam: Man dünkt sich auf Elternseite über das Bundesleben erhaben. Wie oft die bittere Klage: „Man traut uns nicht. Man hält unser Bundesleben für Spiel. Man weiß nichts von der Notwendigkeit, daß wir so sein müssen." Und die Klage wird verstärkt durch den Vorwurf gegen die vielen Untreuen, die einst mit ganzer Seele bei uns waren und die eines Tages ohne Sang und Klang abschwammen und wieder erbärmliche Philister wurden.

3. Ebenso mannigfaltig wie die Stellung der Familie zum Bund, ist das umgekehrte Verhältnis der Bundesglieder zur Familie. Wir finden Fälle eines wirklichen, engen Verbundenseins. Da etwa, wo der Familienverband noch immer die eigentliche Heimat ist. Oder da, wo gerade durch die Bundesarbeit ein neues Verantwortungsgefühl erwacht ist, wo man die Lüneburger Parole von unserem Dienst nicht nur auf Bund oder Volk oder Gemeinde, sondern in allem Ernste gerade auf den engsten Kreis der Familie angewandt hat. Aber wir müssen auch der Tatsache ins Auge schauen, daß es oft, und nicht nur durch die Schuld der alten Generation, anders ist. Jugendliche Liebe ist von beinahe erschrecklicher Einseitigkeit. Nicht an sich lieblos ist das Alter zwischen 14 und 20, aber über der einen Liebe wird man lieblos gegenüber anderen, die auch der Liebe bedürfen. Und wie oft bekommt das Elternhaus diese Lieblosigkeit zu fühlen. Man will verstanden werden, aber man will nicht verstehen, man will bedient werden, aber man will nicht dienen. Und so ist eine Form des gegenseitigen Verhältnisses sehr selten: die, welche zu der großen Spannung der Generationen ja sagt, die, welche jedem sein Leben leben läßt und doch über die Spannung hinweg sich in Liebe, Dankbarkeit und Dienst die Hand reicht und „so bewußt die Familie als die spannungsreichste und doch engste und darum heiligste Form der Gemeinschaft" (Stählin) bejaht.

4. Daß bei der hier geschilderten Stellung der beiden Generationen zueinander in einer Zeit der großen Gegensätze die soziale, religiöse und politische Stellung beider Teile eine starke Rolle spielt, liegt auf der Hand. Ich kann da nur kurz einiges andeuten: Uns fehlen fast ganz die Mitglieder aus den sozial gehobenen Schichten (siehe den Brief am Anfang!), uns fehlen aber auch die Kinder von ausgesprochenen Parteileuten. Umgekehrt freut sich manchmal der gehobene Arbeiter, wenn seine Kinder zu uns kommen, weil er eine gewisse Verbürgerlichung seiner Kinder gern sieht und sie (irrtümlicherweise!) von uns erwartet. Interessant ist auch die Wirkung der Worte fromm und weltoffen. Es gibt, vor allem in Norddeutschland, Elternkreise, die sich an dem ersteren Wort stoßen, während bei Pietisteneltern umgekehrt das Wort weltoffen ein

Stein des Anstoßes ist. Der eigentliche Grund der Spannungen aber liegt doch in der Regel tiefer: in der mehr oder weniger bewußt gefühlten verschiedenen inneren Einstellung der beiden Generationen.

III.

Doch die Frage „Bund und Familie" bekommt noch ein anderes Gesicht, wenn wir nicht nur an die alte Familie und damit den Kampf der Generationen denken, sondern wenn wir auch die kommenden Familien, die aus dem Bunde einmal hervorwachsen, mit in Betracht ziehen. Ja, erst wenn die Frage nach der vorhandenen oder mutmaßlichen Wirkung des Bundeslebens auf das neue eigene Familienleben mit allem Ernst gestellt wird, vermögen wir die Folgerungen und Forderungen einigermaßen klar herauszuarbeiten.

1. Es ist seltsam und doch erfreulich, daß man mir diese Frage fast überall optimistisch beantwortete, obwohl es ja eigentlich erst wenige wirkliche „Bundesfamilien" gibt. Aber das, was ich in anderen, uns nahestehenden Bünden, etwa bei den Kronachern, gesehen habe, zeigt mir, daß dieser Optimismus bis zu einem gewissen Grade berechtigt ist. Mehr allerdings darf auch nicht gesagt werden. Der Erfahrungen, daß viele, vor allem Mädchen, wenn sie ins heiratsfähige Alter kommen, abspringen und dann Bundeswollen und Bundesziele über den Haufen werfen, nur um nicht des etwa winkenden Freiers verlustig zu gehen, habe ich zu viele, als daß ich gar zu rosig sehen könnte. Trotzdem muß das andere betont werden: Abgesehen davon, daß selbst in solchen Fällen oft genug etwas hängen bleibt, so schafft der Bund doch bei vielen erst das Erwachen, das die Voraussetzung einer wirklichen Ehe ist. Er schafft eine gewisse Zucht, er schafft einen Willen zum Dienst, er schafft ein neues Verantwortungsbewußtsein, er führt zu einem ganz neuen Verhältnis zwischen Burschen und Mädchen. Wir sehen, wie ein solches langsam auf einer anderen Basis als nur der der Sinnlichkeit wächst. Wir sehen, wie daneben auch wieder Sitten und Formen zu Leben erwachen (Tischgebet und Hausandacht), wir sehen, wie eine neue, innerlichere, geistigere Form der Gemeinschaft wächst, wie das Spiel und das Buch wieder einen Wert bekommen. So kann ich mir nicht denken, daß eine rechte BDJer-Ehe eine Spießerehe wird. Sondern wer wirklich durch den Bund gegangen ist, der konnte — um mich ganz vorsichtig auszudrücken — zum mindesten einen Fonds sammeln als Fundament für den Bau seiner Ehe, der kann einfach nicht so gedanken- und ziellos wie viele Tausende in die Ehe segeln.

2. Und doch wird uns gerade an diesem Punkte die Kehrseite unserer Bundesarbeit klar. Je mehr das oben Gesagte auf einen Menschen zutrifft, desto mehr erschwert es ihm den Weg in die Ehe. Es macht ihn wählerisch, ja, ich glaube, es schlägt manchem die Tür zur Ehe zu. Er stellt nun ganz andere Forderungen an die Ehe und das Menschenkind, mit dem sie eingegangen wird. Das gilt für beide Geschlechter, vor allem aber für unsere Mädchen. Hier noch aus einem anderen Grunde. Der Heiratsmarkt ist heute weithin entweder der Tanzboden oder die Gesellschaft, oft auch das Geschäft oder die Straße. Dort trifft man sich, dort werden die ersten Verbindungsfäden gesponnen. *Wir* entziehen unsere Glieder dem Tanzboden, der herkömmlichen Gesellschaft, der Straße. Nur die Arbeitsstätte bleibt, und zu den Menschen, die uns dort begegnen, sagen wir oft genug nein. Da ist bei vielen — und hier sind Dienstmädchen und Haustöchter in der

gleichen Lage — der Bund die einzige Möglichkeit, mit anderen Menschen zusammenzukommen, zumal dann, wenn sie mit ganzer Seele für den Bund leben. So ist der Zorn vieler Mütter gegen uns wohl zu verstehen, wenn sie sehen, wie Tanzschuhe verschimmeln und Gesellschaftskleider aus der Mode kommen. Ein Bursche hat immerhin größere Möglichkeiten, obwohl das Gesagte bis zu einem gewissen Grade auch für ihn gilt. Was aber noch schwerer als dies Aeußere wiegt, ist die Tatsache, daß ein Menschenkind, das wirklich im Bunde an seinem inneren Menschen gewachsen ist, mit einer ganz anderen Verantwortung der Ehe gegenübersteht und lieber auf sie verzichtet, als daß es sich selbst untreu würde. Dem gilt es ganz offen ins Auge zu sehen. Dann spüren wir die unermeßliche Verantwortung, die auf uns liegt, und wir fühlen, gerade als Führer, daß wir nur dann ein Recht zu unserer Arbeit haben, wenn es uns damit heiliger Ernst ist und wenn wir unseren Gliedern wirklich etwas von höchstem Werte geben.

3. Doch noch ein anderes sollte uns vor zu großem Optimismus bewahren. Unsere Arbeit weckt doch in manchem Bundesglied ein bewußtes Eigenleben. So wertvoll dieses ist, so wissen wir doch aus dem Gruppenleben, wie dadurch oft eine starke Problematik und ein mangelhaftes Gemeinschaftsbewußtsein entsteht. Zur Familie aber gehört das andere: eine ganz große *Hingabe, ein Verzicht auf unendlich viel Eigenes, das Verstehen und Achten anderen Lebens, ein Wille zum Dienst, der nicht versagen darf.* Und ob da nicht trotz allem Positiven, das der Bund gibt, auch eine Gefahr ist, das sollten wir wohl bedenken, wenn wir unsere Aufgabe klar sehen wollen.

IV.

Es glaube keiner, daß er die hier vorliegenden Fragen und Nöte leichtlich lösen könne. Bis zu einem gewissen Grade sind sie überhaupt unlösbar, da es sich um ewige, lebensnotwendige Spannungen handelt. Aber ob diese Spannungen das Leben *vergiften* sollen oder ob aus ihnen *Lebenskräfte* erwachsen, das ist die Frage.

1. Der elterlichen Familie gegenüber gilt da, auch bei den schärfsten Gegensätzen, immer und immer die eine Forderung: *Sucht zu verstehen und bleibt euch doch treu!* Verstehen, das heißt die großen Lebensnotwendigkeiten erkennen und bejahen: Ja sagen zur Familie und ihrem Leben, auch wenn die ganze menschliche Erbärmlichkeit durch ihr Leben hindurchschimmert, ja sagen zu Vater und Mutter, auch dann, wenn wir nicht ihr Leben leben können. Ein Vater ist auch dann der Vater, wenn er ins Gefängnis geworfen ist, und der Sohn und die Tochter ist mit seinem Leben und Schicksal verflochten, auch wenn sie sich dieser Verflochtenheit entziehen wollen. Und wenn es nur das nackte Leben ist, das einer seinen Eltern zu danken hat, dies *eine* Geschenk allein verpflichtet ihn zur Dankbarkeit, ja zur Ehrfurcht, verpflichtet ihn zu immer neuen Versuchen, begreifen zu wollen, warum die Eltern ihre uns oft unbegreiflichen Wege gehen. Was Körner im Zriny sagt: „Der Mensch ist ein verlorener Ball des Lebens, der an der Eltern Tugend zweifeln muß und willenlos, mit frecher Prüfungshand, der Liebe Altar umstößt in dem Herzen", bleibt Wahrheit für alle Zeiten. *Wer lieblos, danklos, ehrfurchtslos die elterliche Familie verneint, wird auch niemals die rechte Stellung zu seinem eigenem Familienleben finden.* Und doch bei allem Verständnis sich treu bleiben! *Man kann den Kampf*

um seine Freiheit auch in Ehrfurcht kämpfen. Man kann Gott mehr gehorchen als den Menschen, auch den Eltern, und doch ein liebend Menschenkind bleiben. Man kann seinen Weg gehen und doch immer wieder Brücken schlagen. Man kann in letzter Verantwortung vor Gott stehen und doch — oder gerade darum — die nächstliegende Verantwortung der Familie gegenüber nicht außer acht lassen. Man kann im Bund stehen und doch Familienglied sein. Und da haben gerade wir Führer eine ganz große Aufgabe. Wenn für viele, besonders in den Jahren von Sturm und Drang, die Familie eine quantité négligeable *) wird, dann laßt uns an die Eltern gehen. Es darf keine Gruppe ohne Elternabende, Elternfeste und Fahrten geben, keine Gruppe, in der der Führer nicht die Familien der Glieder kennt, keine Gruppe, in der nicht darum gerungen wird, daß allmählich zwischen beiden Generationen ein Verhältnis erwächst, wie es in späteren Jahren allein möglich ist, ein Verhältnis gegenseitiger Achtung und Freundschaft, in dem beide Teile sich geistig und seelisch selbständig, als ganze Menschen gegenüber stehen, frei und doch gebunden durch Liebe und letzte Verantwortung.

2. Ebenso groß sind auch die Forderungen gegenüber der neuen Familie. Hier heißt es unerbittlichen Ernst machen mit dem, was uns als Bundesziel vorschwebt. Mit dem Kampf um ein reines, rechtes Verhältnis der Geschlechter zueinander, mit dem Willen zum Dienst und zur Verantwortung. Es kommt in unseren Gruppen wahrlich nicht darauf an, daß wir nur eigenes Leben entfalten, sondern daß wir die Augen öffnen für anderes Leben, daß wir den Weg finden zu diesem anderen Leben, und daß schon so das Leben in der Gruppe ein Leben in Liebe, Innerlichkeit und Treue wird, eine Art Vorstufe rechten Familienlebens.

Freilich, gerade, wenn ich das ausspreche, fühle ich die Grenze unseres Bundeslebens. Solange der junge Mensch noch keine Liebe gefunden hat, kann er mit seinesgleichen in enger Lebensgemeinschaft sein, erwacht aber die Liebe, so löst diese, wenn sie gesund ist, das Bundesleben vielfach ab. Wenn schon ein Mensch Vater und Mutter verläßt und dem Weibe anhanget, wie darf dann der Bund so exklusiv **) sein und von seinen Brautleuten verlangen, daß sie ihm noch genau so wie vorher angehören? Selbst der Aelterenbund kann da auf die Dauer nicht fesseln. Nein, jetzt haben die beiden, die sich gefunden haben, in engster Gemeinschaft ihr Leben zu gestalten, und der Bund soll froh und dankbar sein, wenn er ihnen geholfen hat, die gesunde Grundlage zu finden, auf der sie ihren Bund bauen, wenn darüber hinaus auch nur eine losere Gemeinschaft bestehen bleibt. (Ob da nicht einmal die Notwendigkeit auftaucht, von der Aelterenbewegung aus die Möglichkeit eines solchen loseren Verhältnisses, etwa nach Art des studentischen Inaktivenverhältnisses, zu schaffen?) Immer bleibt all unsere Arbeit Säemannsarbeit. Bei ihr aber ist die Hauptsache getan, wenn die Saat im Acker ruht; der Säemann darf in den Hintergrund treten, wenn er sein Werk vollbracht hat. Und wenn aus unserem Bund Kräfte und Menschen kommen, die Träger eines neuen, gesunden Familienlebens werden, dann wollen wir dessen froh und dankbar sein. Laßt uns arbeiten und nicht müde werden.

*) Unbeachtliche, nebensächliche, verneinte, außer Betracht stehende Größe.
**) Sich abschließend und von sich eingenommen.

Mütter des Volkes.

Ein Bericht von Frau Liesel Dreher.

Karlsruhe-Beiertheim, Allerheiligen 1925.

Lieber Oheim!

Heut am Sonntagnachmittag will ich mich aber gleich hinsetzen und Dir getreulich zu berichten versuchen, wie ich Dir versprochen habe. Du bist schon etwas ungeduldig (das kommt eben daher, daß Du nicht nur unser Oheim, sondern auch Schriftleiter bist), aber Du wirst doch bei Deiner eigenen lieben Hausfrau schon wahrgenommen haben, daß unsereins unter der Woche nicht diese ruhigen Stunden findet, die zu einem solchen Besinnen gehören. Aber um sie auszunützen, will ich nun erzählen:

Ich hab' mir so sehr gewünscht, es hätten all unsere Bundesschwestern mit dabei sein können, als Anna Schieber hier in der evangelischen Gemeindewoche sprach. Als sie hereintrat in den bis zum letzten Plätzlein gefüllten Saal, da war es schon ganz anders als sonst in einem Vortrag: mit ganzem Verlangen und suchenden Augen warteten viele Herzen auf sie, auf — ich will's gleich vorweg sagen — auf die mütterliche Frau selbst, viel mehr als auf die Worte, wenngleich doch jeder wußte, daß es feine und gute Worte sein würden. Und in diesem Erlebnis des wirklichen, bewußten Erwartens, nicht der kleinen, neugierigen Ungeduld, da mußte ich daran denken, wie Anna Schieber uns seinerzeit in Lüneburg zum erstenmal an die Hand genommen und eben das Warten gelehrt hat. Deshalb wünschte ich so sehr, sie hätte uns alle weiterführen können. Denn eine solche Führerin tut uns not. Nun müssen wir uns eben bescheiden und versuchen, einiges von dem, was wir in so reichem Maße empfangen durften, weiterzugeben.

Ihr Thema hieß: „Mütter des Volkes". Wie fein erklärte sie das: es gehe nicht an, daß wir den Männern allein die Führung des Hauses, das wir den Staat nennen, überließen; wir müßten vielmehr daran denken, daß darin eine große Familie — unser Volk — wohnt und dringend Mütter braucht. Wer kann besser sagen und begründen, wie nötig die Arbeit der Frau im öffentlichen Leben ist. Dagegen gibt es keine Ausrede. Gewiß sind schon viele da, die in der Fürsorge an Kranken, Alten und Hilflosen mitschaffen. Aber damit ist es nicht getan. Jede Frau muß zu der Erkenntnis kommen, daß sie sich hier nicht ausschließen darf. Ganz abgesehen davon, daß es unser selbstverständliches Streben ist, immer mehr Frauen von Berufs wegen in dieser ihrem Wesen gemäßen Weise betätigt zu wissen, müssen wir uns sagen, daß es sich nicht nur um das Tun, sondern auch um das Sein handelt. Wir dürfen uns nicht einschließen, weder in der Familie, noch im Beruf, noch in irgendeinem kleinen Kreis. Wir müssen den Schritt hinaus tun vor unser Haus mit offenen Augen; dann sehen wir all die Aufgaben, noch besser: die Menschen, die auf uns warten. Mit ein paar Sätzen, über die sie dann noch im einzelnen sprach, zeigte Anna Schieber das Wesen der mütterlichen Frau. Soweit sie mir noch im Gedächtnis sind, will ich sie Dir hier herschreiben, weil sich Dir so der ganze Zusammenhang am leichtesten einprägt.

1. Wo eine Mutter ist, ist Heimat.
2. Die mütterliche Frau ist immer Mutter, auch gegen den Mann, auch gegen Vorgesetzte, auch gegen Böse, auch gegen Tugendhafte . . .

3. Die Mutter regiert nicht, sie lebt vor.
4. Eine Mutter lebt nicht von der Verneinung, sie muß etwas haben, wozu sie ja sagen kann.
5. Eine Mutter f ä n g t a n, sie kann nicht warten, bis alle Zusammenhänge aufgedeckt, alle Wurzeln bloßgelegt sind.
6. Die Liebe macht sie erfinderisch, sie trennt nicht, sie verbindet.
7. Einer Mutter ist nichts zu schmutzig und zu fremdartig, was ihr Kind angeht; sie will nicht geschont werden.

Am Ende ihrer Tage muß es von ihr heißen: sie hat getan, was sie konnte. So zeichnete sie Strich für Strich ein Bild in unsere Seelen hinein, stark und tief, daß es uns stetig mahnen wird, an seiner Gestaltung und Verwirklichung zu schaffen Tag um Tag. Uns allen vom Bund, die wir dabei waren, hat sie doch so richtig den Weg gewiesen in unserem Suchen und Sehnen auf unserem Frauenweg. Gewiß haben wir das Wort von der mütterlichen Frau als Ziel und Aufgabe uns vorgesteckt; aber die Verwirklichung stellt uns doch täglich neuen Schwierigkeiten und Wirrnissen gegenüber. Da kann nur die Frau helfen, die den Weg schon ein gut Stück weitergegangen ist, die höher droben steht als wir und deshalb klarer und weiter sieht; und diesen Dienst wollen wir uns alle gern erweisen lassen.

Aber noch mehr tat uns Anna Schieber. Sie schenkte den älteren Mädchen der Jugendbewegung hier einen Abend zur Aussprache. Da redete sie zu uns aus ihrer Lebenserfahrung und aus der großen Liebe zur Jugend über die tiefsten Dinge, die uns Aeltere bewegen, über die Entscheidung in der ganz persönlichen Entwicklung des Einzelnen. Wenn auch nur wenige von uns sprachen, so haben sich doch gar bald herüber und hinüber Fäden gesponnen, aus denen sie mit geschickter Hand die Verbindung schuf. Wenn diese persönliche Entwicklung zum Ziel, zur Lebensreife führen soll, so darf keine Seite unseres Wesens außer acht gelassen werden. Ein Ganzes soll sich entfalten. Wir können nur schöpferisch — schaffend — im Leben stehen, wenn wir als werdende Frauen in bewußter Beziehung zum andern Geschlecht stehen. Das einzelne Geschlecht kann ohne das andere nicht zur Reife und Vollendung kommen. Wie gefahrvoll und schwer das Leben durch diese Tatsache ist, spürt ein jeder an sich selbst. Wo die Menschheit hinkommt, wenn die Einzelnen nicht hier im Reinen, im Göttlichen ihre Lebenswurzeln haben, das sehen wir an allen Ecken und Enden. Wir müssen auch in diesem Stück, nein, da vor allem, den Weg gehen, den wir im Bund gefunden haben: aus der falschen Autorität, durch Freiheit und die ihr eigene Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit, hin zur Bindung an den, der hinter allem steht, der eben selber das Leben ist. Von da aus gehen wir in der ganzen Verantwortung. Wir müssen an allen Menschen, mit denen wir zu tun haben, unser Frauentum erweisen. Das kann aber nur, wer in der Werdezeit alle Kräfte sammelt, sie nicht bei jeder Gelegenheit beim Zusammensein vergeudet. Aber nun dürfen wir nicht erwarten, daß, wer dazu erzogen ist, leicht und frei durchs Leben gehen könne. Es kommt das Schicksal und bringt für die einen Erfüllung und vielen die Entsagung des tiefsten Lebenswunsches. Und da entscheidet sich, ob wir wirklich und in Wahrheit in der Verbindung stehen, aus der uns eigene Kraft erwächst, ob aus diesem Erleben, das jede gesunde Frau hat, ein ganzer, ungebrochener — reifer Mensch hervorgeht, oder ob all das blühende, junge Menschentum vernichtet ist, und das Leben von nun an in Bitterkeit und

Einseitigkeit dahinläuft. Spüren wir nicht, daß hier auch Entscheidungsstunde ist für unsern Bund? Kann er zu dieser Reife führen, will er es wenigstens, oder scheuen wir diese große, verantwortungsreiche Aufgabe und gedenken ohne sie die jungen Menschen führen zu können? Wesensbildung, Charakterbildung — wie können wir daran schaffen wollen bei uns und andern ohne dieses klare Sehen in dieser letzten und wichtigen Lebensfrage! So stand grell diese Frage vor uns, die als eine dunkle Wand viele Führerinnen schon länger spürten, von der wir auch gesprochen haben, wie Du bei uns warst. Wir danken es Anna Schieber aus tiefstem Herzen, daß sie uns in jener Abendstunde die große Not zeigte und dann den Reichtum ihres eigenen Erlebens nicht verschlossen, sondern ihn uns dargeboten hat zur Hilfe und zu neuem Wollen.

Sieh, Oheim, nun müßt' ich den Brief fast an Anna Schieber schicken, denn er ist im Grunde nichts als ein großer Dank an sie. Und es kann mir nur recht sein, wenn sie von ihm erfährt, denn er kommt nicht allein von mir, sondern auch von vielen Bundesschwestern.

Nun laß mich schließen. Gerhard läßt Muhme und Oheim herzlich grüßen. Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus und einem besonderen an Gisela

Eure Muhme Liesel.

Die Herzblüte.

Ein Blatt aus dem Tagebuch.

Anna Schieber.

Rose erzählte eine Geschichte, wie ihre Geschichten immer sind: lebendig, einfach, gütig, klar — aber etwas vom Märchen ist immer darin, doch so, daß man ihr alles glaubt, wie ja das Märchen tiefste Wahrheit enthält.

So ungefähr erzählte sie: In meiner früheren Heimat lebte die einsame Regine Hohbaum. Sie saß viele Jahre gelähmt im Stuhl und konnte sich nur an seltenen guten Tagen daraus aufrichten. Man hätte denken sollen, sie sei schon ganz von der Welt hinweggestorben, aber sie lebte und liebte mit glühendem Herzen. Eines Weihnachtsmorgens war eine rote, leuchtende Blüte an ihrem einzigen Blumenstock aufgegangen. Mit dieser Blüte hatte es eine seltsame Bewandtnis. Als die Pflanze, die in der niedrigen Stube im Schatten stand, nie blühen wollte, kam eine Verzagtheit über Regine, so als ob die Pflanze ein Sinnbild ihres Lebens sei, das im Schatten stehe, dürr, unfruchtbar, ja ohne eine Blüte der Liebe und der schenkenden Freude. Und es glühte ein brennender Schmerz in ihrem Herzen auf, das sich nach Hingabe sehnte durch lange Tage und Nächte hindurch: so daß es sie antrieb, ein Sonderbares zu tun. Sie schnitt mit einem feinen Messer in ihre Brust, dicht am Herzen, und ließ das dünne Brünnlein der roten Tropfen, die aus der Ritze quollen, auf das kleine Stücklein Erdreich fallen, in dem die matte Pflanze stand.

Das tat sie mit einem innigen Seufzen zu dem verborgenen Gott ihres Daseins, er möge doch die Tropfen aufnehmen in seinen schaffenden Strom hinein, da sie gar so bitterlich ausgesetzt am trockenen Strande liege und doch ihres Blutes Ströme sich hindrängten nach dem Meere des Lebens.

Darauf saß sie wieder stille und wartete, und es war ein leises Getröstetsein in ihr, indes sie fort und fort, da das quellende Brünnlein vertrocknet war,

doch ihre Herzgedanken ausschickte, zu lieben und sich zu schenken, unwissend, wem und wohin.

Doch fing da die Pflanze an zu treiben, und, wie ich sagte, am Morgen des Christtags war eine leuchtend rote Blüte aufgebrochen, so warm und brennenden Schimmers, wie Regine nie zuvor eine Blume gesehen hatte. Sie war da zu schwach, sich zu erheben. Aber sie streckte ihre Hand aus, so weit sie konnte, und erfaßte den Stengel der Blüte, brach ihn ab und ließ die Blume durch den Spalt des angelehnten Fensterflügels auf die Straße fallen. Dann legte sie sich müde zurück und lächelte.

Ihre Augen schlossen sich und sie sah Bilder vor sich, die sie lange nicht gesehen hatte: sich selbst unter Menschen, als Kind bei den Eltern und Geschwistern, als junge Magd in der Handwerksburschenherberge, als Fabrikarbeiterin, als kränkliche Näherin in den Häusern hin und her. Und sonderbar, alle die Menschen, die sie da erblickte, waren ihrem Herzen nahe; sie fühlte eine Liebe zu ihnen, die ihr Wesen mit dem der andern verband und sie tief beglückte.

„Ach, ihr Lieben, ich bin euer", flüsterte sie. „Nichts trennt mich von euch, denn ich habe euch lieb. Mir ist, als ginge meine Seele auf die Reise und grüßte euch. Wahrlich, ich bin nicht mehr mein, ich bin erlöst von meiner Einsamkeit." Darauf saß sie ganz still, in ein großes Wohlsein eingehüllt.

*

Als die Blume auf das Straßenpflaster fiel, kam gerade ein Mann gegangen, der war ein Schaffner auf der Straßenbahn und war mißmutig, denn er hätte heute einen Feiertag haben sollen, und mußte statt dessen für einen Kameraden einspringen, der gestern Abend verunglückt war. Er hielt ihn für selber schuldig an seinem Unfall; denn der Leichtsinnige war mit den jungen Burschen aus seiner Straße zum Schlittenfahren gegangen; da hatte er sich den Fuß verrenkt. Es dünkte ihn hart, für einen solchen seinen Feiertag opfern zu sollen. Als er nun die Blüte am Boden liegen sah, wollte er sie in seiner grimmigen Laune zertreten. Aber kaum hatte er sie mit der Spitze seines Stiefels berührt, als es ihn reute. Er bückte sich und hob sie auf, und in diesem Augenblick war alles verwandelt: der schmutzige, nasse Schnee unter seinen Füßen, der neblige, trübe Morgen, die Müdigkeit in seinen Beinen, die schlechte Stimmung. Alles war weihnachtlich, festlich, freudig. „Der arme Kerl, der morgen zu seiner Braut fahren wollte", dachte er. „Nun muß er im Bett liegen und Schmerzen leiden. Solch ein junges Blut; es ist einer der nettesten Kameraden." Ganz aufgehellt kam er an seinem Wagen an. Da waren allerlei Gesichter, helle und dunkle, freudige und trübe. Aber eins ums andere leuchtete heller auf, als sein Blick auf die Blume fiel, die der Schaffner an sich trug. Ein Weib mit einem kleinen Kind auf dem Arm und sonst schwer beladen stieg ein, und sogleich stand ein Mädchen auf, nahm ihr die Pakete ab und hieß sie sitzen. Ein Schlossergeselle, der einen Kasten mit Werkzeug trug und in Arbeitskleidern war, weil er die Nacht durch irgendeine notwendige Sache repariert hatte, kam finster daher und sah grimmig auf schöngekleidete, sorglose junge Leute seines Alters, die mit Schlittschuhen zur Eisbahn fuhren. Aber kaum war er im Wagen, da grüßte ihn fröhlich ein flotter Student, der sein Schulkamerad gewesen war, bot ihm eine Zigarre an und gab ihm Feuer, und im nächsten Augenblick waren sie schon an alten Schulgeschichten und lachten, daß der ganze Wagen vergnügt zuhörte. Kinder stiegen ein und aus, und die Erwachsenen halfen ihnen und bewunderten die

neuen Weihnachtspuppen und sahen ihnen gütig und lachend in die Augen, als ob sie auch Kinder und die Geschwister dieser Kleinen wären. Ein Bübchen stieg aus und fand auf dem Trittbrett die rote Blüte, die der Schaffner eben verloren hatte und hob sie auf. „Darf ich sie behalten?" fragte es schüchtern und glücklich, und der Schaffner nickte ihm väterlich zu und sagte: „Nimm sie nur, ich brauche sie nicht mehr." Das Bübchen war ärmlich gekleidet und war ängstlich von Hause fortgegangen, denn sein Vater, der ein armer Schneider und Heimarbeiter war, hatte es zu einem reichen Verwandten geschickt, der ein Junggeselle und ein wenig hart und verschlossen war. Der Vater war ihm Geld schuldig und sollte es auf Weihnachten bezahlen; aber er hatte nicht so viel verdienen können, daß es dazu reichte, und nun sollte das Bübchen bitten, der Herr Vetter möge doch noch ein wenig warten. Es hatte Angst gehabt und geweint; aber seit es die Blüte gefunden hatte, war es ganz mutig und tapfer und dachte daran, daß die Mutter gesagt hatte: „Wenn einer so allein ist und niemand hat, den er lieb haben kann und der ihn lieb hat, da kann er wohl sonderbar werden." Und es dachte in seinem Herzen, dem Herrn Vetter die schöne Blüte zu schenken, damit er doch auch eine Freude zum Weihnachtsfeste habe.

Der Vetter war gar nicht weihnachtlich aufgelegt, als das schüchterne Klingelzeichen des Bübchens erscholl. Er hatte aus Sparsamkeit, und weil er ausgehen wollte, nicht eingeheizt und hatte sich mit steifen, kalten Fingern rasiert und sich in die Wange und ins Kinn geschnitten. Und er hatte durch einen Brief erfahren, daß ein Mann, der ihm Geld schuldete, Bankerott gemacht habe, und hatte sich soeben vorgenommen, niemand mehr, es sei auch wer es sei, Geld zu leihen. Da kam ihm denn das kleine, durchgefrorene Bübchen gerade recht, um seine schlechte Stimmung los zu werden, und er öffnete das Fenster, um ihm von oben herunter zuzurufen, daß er nicht zu sprechen sei und daß sein Vater selber kommen solle, aber mit dem Geld, wohlverstanden? Doch als er gerade angefangen hatte, seinen Spruch zu tun, reute es ihn, denn das Kind konnte ja nichts dafür, daß die Welt so schlecht war. Und er warf ihm den Schlüssel durch das Fenster zu und rief, der Kleine solle hurtig heraufkommen. Und als das Bübchen mit seinem hellen Gesicht vor ihm stand und ihm die schöne Blüte hinstreckte, da wurde es ihm so warm, wie schon lange nicht mehr, eigentlich seit Jahren, ja, seit — — —, aber das sagte er dem Bübchen nicht. Das Kind fragte ihn mitleidig, ob er sich weh getan habe, und er wischte lachend das Blut ab und sagte, es habe nichts zu bedeuten, und schenkte, weil er nichts anderes fand, mit dem er ein Kind erfreuen konnte, seinem kleinen Besuch einen hübschen silbernen Becher, aus dem er selber als Kind getrunken hatte, und ließ dem Vater daheim sagen, es schade nichts, daß er das Geld nicht bezahlen könne, er könne gut warten. Aber als das Bübchen wieder gegangen war, da hielt er die rote Blüte lange in der Hand und fühlte, wie ihn eine sanfte Glut ganz durchdrang. Die tat ihm wohl und weh und trieb ihm helle Tränen in die Augen, ohne daß er es merkte. Dann stand er auf und ging aus dem Hause; aber er tat einen andern Gang, als den er vordem im Sinne gehabt hatte.

Draußen vor der Stadt in einem kleinen Gartenhause lebte ein Mann, der war einmal sein Herzensfreund gewesen und stand ihm näher als irgend sonst ein Mensch, bis sie beide zu gleicher Zeit eine Frau lieb hatten, die zuerst ihm, dem jetzt so einsamen, ihr Herz und auch ihr Wort gegeben hatte, aber dann nach und nach von ihm weggeglitten war und seinen Freund geheiratet hatte.

Von da an war er menschenscheu geworden und sein Herz hart und bitter. Er hatte die beiden nie mehr gesehen; aber nun trug er seit einiger Zeit einen Brief in der Tasche mit sich herum, der war von seinem ehemaligen Freund geschrieben und es stand eine dringende und herzliche Bitte darin, er möge ihn doch besuchen, und das bald, da er wohl nicht lange mehr zu leben habe und doch nicht sterben könne, ehe ihre Hände noch einmal ineinander gelegen seien. Denn das Schönste und Beste in seinem Leben sei ihre Freundschaft gewesen, und er habe viel darunter gelitten, daß sie zerrissen sei durch seine Schuld — wenn man ein solches Schicksal schlechtweg Schuld nennen könne.

Als der alte Junggeselle den Brief zum erstenmal gelesen hatte, wollte er ihn verbrennen. Denn aller Jammer und aller alte wütende Groll und Schmerz fiel ihm noch einmal an, so daß er laut und höhnisch lachte und nicht daran dachte, den Freund zu besuchen. Er brachte es aber nicht über sich, das Blatt zu vernichten, sondern er trug es in seiner Brieftasche herum und las es hie und da, und in seinem Herzen stritt sich Hartes, Bitteres und Weiches. Er hörte, daß seine Jugendgeliebte gestorben sei und daß der Freund ebenso einsam lebe wie er, aber viel hilfloser, da er an einem schmerzhaften Uebel leide, das nach und nach seine Lebenskraft verzehre. Da zog es ihm mit aller Macht zu dem Freunde; doch hatte er sich bis heute nicht überwinden können; es war eine schüchterne und trotzige Scheu vor dem Wiedersehen in ihm gewesen.

Nun aber war er zu ihm unterwegs; er ging rascher und aufrechter, als man an ihm gewohnt war; er merkte nicht, daß die Leute lächelten, wie sie ihn mit der roten Blume in der Hand gehen und bisweilen leise vor sich hinreden sahen. Er merkte auch nicht, daß der eine oder andere Begegnende, wenn er an ihm vorübergegangen war, anfing, ein wenig zu summen oder zu pfeifen, oder mit einem Kind oder Bettler, oder auch nur mit einem Hündlein freundlich zu reden und ihm etwas zu schenken. Er merkte es nicht; er ging durch den kleinen, kahlen Garten in das Häuschen und legte die Blüte neben seinen Mantel und Hut im Vorplatz; dann ging er zu seinem Freunde hinein, und um sie beide her versank, was an Trennendem gewesen war. Sie dachten ihrer Jugend und ihrer Liebe, und dachten auch in Liebe der toten Frau, die ihnen so viel Glück und so viel Leid gebracht hatte und selber viel Glück und viel Leid genossen und erlitten hatte. Es war ihnen, als gehöre sie ihnen nun gemeinsam, und keiner gebrauchte mehr das Wort Schuld gegen den andern, so innig froh waren sie, daß das Böse, Schlimme der Trennungszeit vergangen war.

Als aber der alte Junggeselle sich der schönen Blüte erinnerte, die er dem Freund hatte bringen wollen, da war sie nicht mehr da.

Die Aufwartefrau hatte sie mitgenommen. Sie hatte sie zuerst wegwerfen wollen. Denn sie hielt sie für eine Nelke, und auf rote Nelken hatte sie einen grimmigen Haß, seit „es" bei ihrer jungen Tochter damit angefangen hatte, daß ihr ein feiner junger Herr einen Strauß davon brachte. Nun war er irgendwo in der Ferne, kein Mensch wußte wo, und die Tochter saß zu Hause in der ärmlichen Kammer und erwartete die Geburt eines vaterlosen Kindes. Sie weinte viel und war krank und elend, mehr noch am Herzen als am Leibe, und wußte nicht, ob sie darum am betrübtesten war, weil der Geliebte sie verlassen hatte oder weil ihre Mutter sie streng und unnachsichtig behandelte als eine Verworfene und Verirrte, oder weil sie ein Kind bekommen sollte, das niemals seinen Vater kennen würde.

Die Mutter hatte sowohl Mitleid als Vorwurf für die Tochter; sie konnte sich aber nicht entschließen, ihr etwas anderes zu zeigen als ihre große Kränkung darüber, daß sie einen ehrlichen Arbeiter, der sie zur Frau gewollt hatte, stehen ließ um des windigen Herrn willen, der sie nun im Stich gelassen hatte. Die Mutter war immer ordentlich und anständig gewesen, und nun glaubte sie das Recht dazu zu haben, ihrer Tochter unaufhörlich zu zürnen.

Als sie aber die vermeintliche Nelke in der Hand hatte, durchströmte sie plötzlich ein so starkes Gefühl von sanfter, mütterlicher Liebe zu ihrem Kinde, daß sie meinte, es nie so lieb gehabt zu haben wie in diesem Augenblick. Nicht in seinen Kinderjahren, wo es auf ihrem Schoß lachte und spielte und einschlief, nicht in seiner blühenden, unschuldigen ersten Jugend, wo sie eitle Träume für seine Zukunft gesponnen hatte.

Sie warf ihre Arbeitsschürze ab und eilte nach Hause. Da lag das junge Weib in Schmerzen und Wehen und wollte am liebsten zugleich mit dem kleinen Wesen sterben, das sich seinem Schoße entrang. Aber die Mutter legte die rote Blüte aufs Bett ihrer Tochter und half ihr und pflegte und tröstete sie. „Sei nur zufrieden", sagte sie. „Wir sind jetzt beide Mütter, ich und du, und das kleine Kindlein, das heute geboren wird, soll uns erlösen aus aller Nicht-Liebe, die allein Sünde ist."

Da sah, ob solcher warmen Worte, das junge Weib aus seinen Schmerzen auf und sein Gesicht erglänzte, daß auf einmal Weihnachten in seinen Augen war und scheinendes Licht. Und als das Kindlein geboren war, lag sie still-friedlich da und hatte das leise atmende Leben neben sich liegen, und es war, als seien sie beide geborgen in guten Händen.

Als die junge Mutter aber nach Stunden sanften Schlafes erwachte, stand ein Handwerksbursche an ihrem Bett, der war hereingekommen, um sich einen Zehrpfennig zu erbitten und sah niemand in der Kammer als die beiden Schläfer. Denn die alte Mutter war auf einen Augenblick weggegangen.

Der Handwerksbursche hatte ein schlaffes und verwildertes Gesicht und sah nicht besonders vertrauenerweckend aus. Er hatte auch, als er niemand gesehen hatte, der ihm etwas hätte geben können, die Absicht gehabt, sich zu nehmen, was er etwa finde. Aber das vergaß er nun, als die Mädchen-Mutter ihm ihr Kindlein zeigte, als ob er nur darum von der Straße hereingekommen sei. „Es ist mein Christgeschenk," sagte sie und lächelte. „Es soll mir helfen, lieb zu haben und gut zu sein." Sie war noch wie im Traum, sie fürchtete sich nicht vor dem fremden Manne. Der zitterte. Auch er war einmal seiner Mutter Christgeschenk gewesen; sie hatte ihn lieb gehabt und war gut gewesen, und er hatte sie verlassen und sie war wohl inzwischen allein gestorben in Schmerzen und Trauer um ihn. Er hatte lange nicht daran gedacht, aber nun fiel es ihm ein und machte ihm das Herz unruhig und schwer. Gab es denn keinen Weg zurück, keinen? Mußte er immer so bleiben, so heimatlos, so irr und fremd? Da griff die junge Mutter nach der roten Blüte, die neben ihrem Bette auf einem Stuhl lag und noch ebenso frisch und leuchtend war wie am Morgen, ja noch gesättigter waren ihre Farbe und ihr Duft. „Ich habe nichts, euch zu schenken, als diese Blume," sagte sie schüchtern. „Ich gäbe euch gern etwas zu essen, aber ich kann nicht aufstehen und weiß auch nicht, ob etwas im Hause ist. So müßt Ihr damit vorlieb nehmen." Sie sah ihn an und erschrak, denn was sollte der Wandernde mit der Blüte? Der aber nahm sie und stammelte etwas, das klang wie: Mutter, Mutter, und ehe er

ging, küßte er das kleine Händlein des Neugeborenen, und das junge Weib wehrte es ihm nicht; es war alles wie im Traum.

Der Handwerksbursche aber verbarg die Blüte in seiner zerrissenen Rocktasche, da wärmte sie ihn von innen heraus, als er müde und hungrig durch die Straßen ging. Er wußte nicht recht, wohin er gehen sollte, denn er mochte jetzt nicht betteln, und daheim sein konnte er nirgends. Er wußte, daß Weihnachten sei, und wenn er nicht so weit von Hause entfernt gewesen wäre, so wäre er gewandert bis an den Ort, wo seine alte Mutter begraben lag und hätte ihr die eine Blume gebracht, die alles war, was er hatte, und hätte sich an sie geschmiegt oder wenigstens an ihren Leichenstein. Es brannte etwas in ihm, das hatte er lange, lange nicht gefühlt, und es war ihm, als führe noch ein Weg für ihn zurück in seine unschuldige, glückliche Kinderzeit, oder es sei doch noch etwas von damals in ihm lebendig. Das tat wohl und weh zugleich, er wußte nicht, welches von beiden das Stärkere sei.

Da kam er, als er durch viele Straßen gegangen war, an ein kleines Haus; es war schon fast ganz dunkel draußen; dort aber brannte hinter einem schmalen Fenster eine kleine Lampe, wie seine Mutter daheim eine gehabt hatte. Sie hatte sie immer für ihn brennen lassen, wenn er spät heimgekommen war, und oft hatte er sich darüber geärgert, weil er dann dachte, sie warte ihn herbei. Das aber hatte ihn manchmal erst recht fortgetrieben aus heimlichem Trotz. Nun aber war es ihm, als brenne hier seiner Mutter Lampe für ihn, und er besann sich nicht, sondern stieg die schmale Treppe hinauf und trat in eine Stube ein, darin saß in einem großen Stuhl eine bleiche alte Frau, die hatte den Kopf auf die Brust geneigt und er wußte nicht, ob sie schlafe oder tot sei. Weil er aber zu dieser Stunde mit seinen Herzgedanken bei seiner Mutter war, so geschah es ihm, daß er einen Augenblick meinte, sie müsse es sein: so müd und so alt und so gefaltete Hände im Schoße liegen. Und er trat zu ihr und sagte: „Bist du das und wartest auf mich?" Da hob die Frau, die nur in weiten Gedanken und mit suchendem Herzen nach den Menschen hin, die sie lieben wollte, unterwegs gewesen war, den grauen Kopf und sah da einen von ihnen, der hatte ihre Herzblüte in der Hand. Denn er hatte sie, als brenne sie ihn durch und durch, aus der Brusttasche genommen und hielt sie ihr hin und sagte: „Da, Mutter, da." Und sie nahm die Blüte an sich und spürte, daß sie eine Wolke von süßem und schwerem Duft ausströmte, und daß der Duft die viele Liebe sei, die sie ausgesandt hatte in ihren einsamen Tagen, und die durch vieler Menschen Herzen hindurchgegangen war und sie reich und warm gemacht hatte.

Da schlug ihr Herz ganz stark und schwer, und sie wußte, daß ihr Leben erfüllt sei, und sagte zu dem Handwerksburschen, der ihr ein Bote schien: „Ich danke dir und danke Gott; wie machst du mich so reich." Der aber kniete vor ihrem Stuhl und legte seinen Kopf in ihren Schoß und sagte: „Ich habe sonst nichts, Mutter, weltaus und weltein; ist denn das genug?" Aber sie hörte es nicht mehr, sondern war so reich und aller beschenkten und schenkenden Freude voll hinübergegangen in die große Gemeinschaft.

So erzählte Rose und sagte noch, als man die Regine begraben habe und ihr ein kleines Häuflein alter Menschen gefolgt sei, sei auch ein fremder Handwerksbursche hintennach gegangen und habe auf Befragen gesagt, er gehe hinter seiner Mutter drein, was ja nicht stimme, denn die Regine sei ohne alle Verwandte gewesen und immer im Leben einsam.

Feste feiern.

„Mutter, wo ist der Geburtstag?“ fragte das kleine Mariannchen, als die Mutter auf ihren eigenen Geburtstagstisch keines der üblichen Zeichen gestellt hat, und erst, als ein Licht darauf leuchtet, ist der Geburtstag da. Das Kind ahnt es, was unser verstandverscheuchtes Gefühl nicht ernst zu nehmen wagt: Fest ist da, wo das Aeußere zum Zeichen wird, wo das Licht Lebenslicht wird (lest das Märchen vom Gevatter Tod, da habt ihr die Lebenslichtsymbolik).

Das Irdische muß durchschimmern lassen das Ueberirdische, dann feiert die Seele. Und sie ist eine strenge Herrin, denn wo der viele Aufwand ist, da wird sie im Gläserklirren untergehen und im Prunk verschwinden. Die Kunst Armut liebt die Seele vor allem. Darum ist Festefeiern nicht die Kunst des Reichtums und das Recht des Ueberflusses, sondern Feste sind da, wo die Seele sein darf.

Jener Schwabenvater, der sein Weib heimführte, Tisch und Bett und den ganzen Hausrat, sprach über ihrem Schüsselchen mit Suppe den Segen: „Solange wir uns lieben, wollen wir aus einer Schüssel essen!“ Und seitdem war die Schüssel köstlicher als Gold und Edelgestein, seitdem war ein Lied in ihr, das nicht von der Mühsal langer Jahre übertönt werden konnte.

Die ersten Bratäpfel und die Eiszäpfel feiert Matthias Claudius. Der Schneemann, der im Abenddunkel steht, bekommt ein Fest. Eine Hand voll Schnee, die morgen zu Wasser wird, vereint Kinderaugen und Vater- und Mutterblicke in dem Königtum der Menschen, welche sich freuen, daß sie da sind und Gott ehren mit dieser ihrer Freude.

Für einen Fünfer Pulver, vom Vater am Geburtstagsvorabend gemahlen, in eine Form getrocknet, und nun am Feierabend unter großem Zeremoniell abgebrannt, und ein Fest ist gefeiert worden bei Claudiussens, wie es die Spiegelsäle von Versailles nie erleben konnten.

Man lese einmal im vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz, wie ein ganzes Leben ein Fest wird. O, ist das köstlich. Da ist die Erde verwandelt. Und kein Tod kann mehr töten. Und alles ist Heimat.

Es gibt nur ein Bild des Festefeierns: der Sohn findet sich in den Armen des Vaters, und ihm, der Trebern aß in der Fremde, wird der Königsring wieder an den Finger getan. Ihr seid meines Geschlechtes! Das erkennen und das wissen, erlöst die Welt.

Die Feste sind drinnen im Menschen. Und von drinnen wird das bißchen draußen geläutet, daß es Gott preist.

Da sitzen die einen zusammen. Es ist berechnet, was jeder gern ißt, es ist vorgesehen, was jeder gern trinkt. Alles Untermenschliche wird berücksichtigt. Und es kostet nichts. Das ist das Fest.

Und dort sitzen die andern zusammen. Die Mutter ist früh eingeschlossen worden, daß sie einmal feiern mußte, die Kinder haben ein Lied gesungen, auf den Plätzen des Frühstückstisches haben Blumen gelegen. Und nun sitzen die Menschen zusammen und erheben einander über das Untermenschliche, und das Gotteskind Seele darf reden. Ein äußeres Zeichen leuchtet über dem, was alle zusammen schauen und spüren. Das ist unser Fest.

Am Lachen erkennt man die Menschen. Wir können so wenig lachen. Am Festefeiern erkennt man die Menschen. Nach dem Kriege hat man von der Frau

Armut geschrieben. Wir kennen sie alle nicht, die freiwillige Armut, die Armut aus Freiheit, die frei macht.

Nur weil wir Menschen sind, haben wir Feste. Draußen ist alles Fest: der Vogel, der in der Morgendämmerung sein Kindergeplauder ausjubelt, die Sonne, die sich in die Welt schenkt, die Sterne, die da heraufziehen nach ewigen Willen, alles, alles ist Ordnung, ewige Ordnung, geistgeführt, ist Fest. Nur der Mensch ist in sich gefangen. Aber darum, weil sein Ohr dem Einklang der Natur verschlossen sein kann, darf es sich auftun. Und tut es sich auf, stimmt Menschenstimme in die Weltenharmonie, dann ist die große Feierstunde, wo alles Irdische Altar wird, darauf die Festfeuer brennen. Da weitet sich die Seele und die Dinge finden ihr Urwort. Da gibt sich Hand zu Hand, und die Worte der Menschen gehen nicht mehr aneinander vorbei mit verdecktem Gesicht, sondern die Herrlichkeit Gottes leuchtet von Angesicht zu Angesicht und es ist eine Gemeinde, die ihr Fest feiert im Geiste.

Walther Kalbe (Heimatglockenjahrbuch 1926).

Geld und Geist.

Der gute Hausgeist.

Es war eine alte schöne Haussitte, welche durch Jahrhunderte eine unendliche Kraft übte und alles, was Streitbares in den Herzen sich ansetzt, alsobald zerstörte und tilgte, welche wie ein guter Geist den Frieden erhielt, bei welchem Gottes Segen ist und welcher den Kindern Häuser baut: Wer zuletzt zu Bette kam, Mann oder Weib, betete dem andern hörbar das Vaterunser, und schwer mußte der Schlaf sein, wenn das erste nicht erwachte und nachbetete mit Andacht und aus Herzensgrund. Wenn dann die Bitte kam „Vergib mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern!" und es war Streit oder vielmehr Spaltung zwischen Mann und Weib, so klang sie wie eine Stimme Gottes in den Herzen, und die Worte zitterten im Munde. Und wenn dann die andere noch kam „Und führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von allem Bösen!" so versenkte und tilgte schamrot vor Gott jegliches, was es dem andern nachgetragen, und es schlossen sich die Herzen auf, und jedes nahm seine Schuld auf sich, und jedes bat dem andern ab, und jedes bekannte sein Glück und seine Liebe, und wie nur im Frieden ihm wohl sei, aber wie der böse Geist an ihn's komme, er wisse nicht wie, ihm schwarz mache vor den Augen des Geistes und ihn's treibe in die Trübnis des Zornes und der Unzufriedenheit. Wie dann, wenn das Gebet komme, es ihm wäre, als komme eine höhere Macht hinter den bösen Geist im Herzen, setze mit scharfer Geißel ihm zu, daß er, wie er sich auch winde, dahinfahren müsse, und dann sei ihm, als erwache es aus einer Betäubung, als gehe eine Tür ihm auf, als sehe es aus wilder Nacht in einen schönen, sonnigen Garten, so daß ihm sei, als müßte es den ersten Eltern so gewesen sein, als sie aus der Wildnis noch den letzten Blick ins verlassene Paradies getan. Dann treibe es ihn's mit aller Gewalt diesem Garten zu, in aller Angst, es möchte ihm gehen wie den ersten Eltern, die immer weiter davon wegkamen, und Ruhe habe es nicht, bis es wieder drinnen sei, und dieser sonnige Garten sei der Friede und das trauliche Verhältnis, und wenn es die ganze Welt gewinnen könnte, an diesen Garten des Friedens tauschte es sie nicht. So blühte ihnen neu ihr Glück wieder auf, und in freudiger Demut bekannte jedes seine Fehler, bat ab seine Schuld, versprach, recht rittermäßig zu kriegen gegen diesen bösen Feind, der unabtreiblich immer wieder komme. In süßen Frieden schliefen sie ein, und wenn dann ein junger Tag aufblühte am Himmel, so erwachten sie mit neugestärkten Herzen. Es war ihnen, als hätten sie sich neu gefunden wie in den ersten Tagen ihrer Ehe; sie sehnten sich nacheinander, in geheimem Verständnis suchten sich ihre Augen, und Christen trappte unvermerkt dem Aenneli nach, und Aenneli trat alle Augenblicke unter die Türe, zu sehen, wo doch Christen sei.

So verstrichen Jahre, und die gute Mutter starb. Es war ein harter Schlag für die Leute im Hause; ein guter Geist schied mit ihr, sie mißten sie alle und lang.

Christen sagte oft, eine solche Schwiegermutter gäbe es nicht mehr auf der Welt, er glaube es nicht, und kein Tag verging, daß er nicht sagte: „D'Mutter het allbets gseit — —"

Der andere gute Hausgeist aber, der starb nicht, sondern blieb bei ihnen und einigte ihre Herzen immerfort und half ihnen auch tragen, was das Leben sonst noch Schweres ihnen brachte. Denn es gibt in jeglichem Leben harte Schläge, wie es in jeglichem Sommer Gewitter gibt, und je schöner der Sommer ist, um so mächtiger donnern die einzelnen Gewitter über die Erde.

Gott hatte sie mit Kindern gesegnet, ihre innigste Freude hatten sie an ihnen. Da kam die Hand des Herrn über sie, und hintereinander nahm er ihnen die schönsten und liebsten, und es war ihnen, als sollte keines mehr übrig bleiben, als sollten sie alleine bleiben in der Welt. Es kam ihnen schwer an, sich zu fassen, und lange, lange ging es, bis sie recht aufrichtig sagen konnten: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" Sie versuchten es oft, aber sie schämten sich und schwiegen, denn sie fühlten, daß das Herz ganz anders redete, und sie wußten wohl, was Gott von solcher Zwietracht zwischen Mund und Herzen halte. Aber sie trugen miteinander, und wenn sie des Abends miteinander beteten, und eins fing an „Unser Vater", so stockte wohl die Stimme, und das Weinen kam, und das andere weinte mit, und lange konnte keines wieder beten. Und doch ließen sie nicht nach, bis es eins vermochte, und wenn auch jede Bitte neues Weinen brachte, und hinter jeglicher die verlorenen Kinder standen, und das Reich und der Wille und das Brot, kurz alles, alles an sie mahnte, und bei den Schulden die Angst kam, ob sie nicht etwas an ihnen versäumt, an ihnen sich versündigt hätten. Konnten sie aber alles bewältigen, konnten sie sich durchringen wie Wanderer durch Klippen und Schlünde, bis zu dem Ende, konnten sie miteinander beten: „Denn dein ist das Reich, dein die Kraft, dein die Herrlichkeit" — dann kam Ruhe über sie, die Wellen der Schmerzen sänftigten sich. Sie konnten sich denken die Kinder in der Herrlichkeit des Vaters, bei der Großmutter, konnten sich denken die Zeit, wo auch sie durch die Kraft des Vaters auferweckt bei ihnen sein würden in des Vaters Reich in aller Ewigkeit. Dann konnten sie miteinander reden von den gestorbenen Kindern, und wie sie so gut und lieb gewesen, und was sie alles gesagt, und wie es gewesen wäre, als hätten sie ihren Tod geahnt. Von den toten kamen sie auf die lebendigen, redeten von ihren Freuden und Hoffnungen, und wie sie den gestorbenen glichen und jeden Tag ihnen ähnlicher würden, und wie es ihnen wäre, als hätten die Kinder sie viel lieber und mühten sich nach Kräften, die Lücke auszufüllen. Allmählich wuchsen die lebendigen an die Stellen der toten, wurden gleichsam die Blumen, welche der Toten Gräber deckten, den Augen der Eltern verbargen.

*

Die Entzweiung.

Christen rauchte wie üblich seine Pfeife vor dem Hause, und wo er einmal saß, da stand er nicht gerne auf, und wie gerne er auch im Bette gewesen wäre, so war es ihm doch so zuwider, daran hinzugehen, daß er bis nach Mitternacht sitzen konnte, ehe er zum Entschlusse kam. So saß er auch diesmal lange und alleine draußen, und vielleicht nicht bloß aus Gewohnheit, sondern wahrscheinlich war es ihm auch, wie es jedem Menschen ist, wenn er sich einem Menschen nähern soll, von dem er weiß, daß er beleidigt ist, aber nicht weiß, ist er streitbereit oder friedfertig, während man selbst den Mut noch nicht gefaßt hat, offen und ehrlich den Frieden zu begehren.

Endlich suchte er doch das Bett. Er war der letzte, er betete sein „Unser Vater", aber alleine, Aenneli betete nicht mit. Als er fertig war, wartete er eine Weile; Aenneli blieb stumm, er wußte nicht, schlief sie oder wachte sie; das erste Wort konnte er nicht reden, die Frage „Schläfst?" hatte er zehnmal im Halse, aber dort blieb sie, er legte sich schweigend nieder. Es war das erste Mal, daß sie sich nicht gegenseitig b'segneten mit dem frommen Wunsche: „Gute Nacht gebe dir Gott!"

Aenneli hatte nicht geschlafen, aber auch sie wollte nicht zuerst reden. Christen war's, der gegen sie so gröblich gefehlt; an ihm war das erste Wort, und auf dieses erste Wort wartete sie; aber ob sie mit ihm Frieden machen wollte oder nicht, das wußte sie nicht, aber sagen wollte sie ihm, was ihr fast das Herz zerreißen und was sie nicht ertragen konnte, wenn es so gehen sollte.

Als Christen betete „Vergib mir meine Schulden, wie ich auch vergebe meinen Schuldnern!" da dachte sie, ob er wohl an die Schuld denke, welche er heute gegen sie

gemacht. Als er gebetet, erwartete sie seine Rede; als er aber schwieg, als er sich zum Schlafen legte ohne Wunsch und ohne Segen, da sagte sie zu sich selbst: „So, ist das so gemeint; jetzt ist's fertig! Kann der seine Sünden nicht mehr bekennen, so bin ich ein armer Tropf; aber so ganz untern tun lasse ich mich nicht." Aenneli dachte wunderbarerweise gar nicht daran, daß es heiße von Sündenvergeben, sondern hatte nur Bekennen im Kopf, und daß dieses Bekennen Christen zukäme; und weil er es nicht tat, so sah sie darin eine neue Schuld, eine Schuld, die sie gar nicht verzeihen konnte; und als Wunsch und Segen noch ausblieben, da war es ihr, als sei zwischen ihr und Christen ein weiter und tiefer Graben, über den keines Menschen Fuß kommen könne, zu keinen Zeiten mehr. Manchmal war es ihr, als müßte sie reden, als sei alles gefehlt, wenn sie einmal in Groll und Aergernis niedergegangen und die Sonne darüber aufsteigen ließen; aber solche Regungen wurden immer wieder unterdrückt durch den trotzigen Mut, daß sie einmal zeigen müsse, sie nehme nicht alles an, wolle nicht alles ausbaden, was andere angerichtet, lasse nicht mit sich umgehen, als ob sie ein Waschlumpen wäre, oder als wäre sie mit leeren Händen gekommen.

Selbe Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen, aber auch keine Reue in ihr Herz. Als kaum der Morgen graute, stund sie auf, nur um Christen nicht etwa „Guten Tag gebe dir Gott!" wünschen oder ihm auf seinen Wunsch danken zu müssen. Und das war wiederum der erste Tag, den sie ohne Wunsch und Segen begannen. Trübselig und wortlos verstrich er, und als der Abend kam, da legte zuerst Christen sich nieder. Ihn verlangte nach der Stimme seiner Frau, die er den ganzen Tag über nicht gehört, und es war ihm unwohl dabei geworden; denn sie war ihm lieb, und er hatte die Rechnung gemacht, daß, wenn sie schon gegen die Armen viel zu gut sei und mit ihnen viel unnütz verbrauche und das Lumpengesindel ziehe wie Zucker die Fliegen, so sei sie doch sonst sparsam und arbeitsam, und er könnte leicht eine haben, mit welcher er viel böser z'weg wäre, und es hätte jeder Mensch etwas an sich, das zu scheuen wäre, aber der eine minder, der andere mehr. Er wollte diesmal reden; z'tublen (schmollen) trage nichts ab, und bald dreißig Jahre seien sie im Frieden beieinander gewesen, für den Rest wollten sie keinen neuen Brauch anfangen. Aenneli kam, betete, aber betete leise für sich alleine. Wenn Christen ihr nicht „Gute Nacht!" wünschen möge, so wüßte sie nicht, warum sie für ihn beten solle; so dachte sie. Und Christen wartete sehnlich auf das Beten, wollte nachbeten; als aber kein lautes Wort kam, als Aenneli ohne Wunsch sich zum Schlafen legte, da wußte er fast nicht, wie ihm war. Daß er gestern ohne Segen sich gelegt, dachte er nicht, nur an das, was Aenneli jetzt tat. „So, ist das so gemeint", sagte er zu sich selbst, „so kann ich auch anders sein, warte du nur! So von einem Fraueli lasse ich mich noch nicht kujonieren, dafür bin ich nicht auf der Welt, und für was wäre ich der Mann, als für zu sagen, wie es gehen solle, und wenn du tublen willst, so tuble meinethalb solange du willst, einmal ich frage dich nicht, was du habest."

So stieg das Feuer auch in Christen auf, und wie es bei langsamen Naturen der Fall ist, um lange zu bleiben. Aenneli aber hatte erwartet, Christen werde fragen, warum sie nicht bete, dann wolle sie ihm so recht auspacken. Als nun Christen nicht fragte, nichts sagte, da dachte sie bei sich selbst: „He, nun so denn, wenn du es so haben willst, so habe es, aber daß du so ein Wüster wärest, und daß du mich so wenig lieb hättest, das hätte ich nicht geglaubt"; und nicht viel fehlte, es wäre ein heftiges Weinen über sie gekommen, so voll ward ihr auf einmal das Herz. Aber der Zorn ward Meister und trieb, was im Herzen war, als heiße Dämpfe in den Kopf hinauf.

So begannen beide erbittert die Nacht, standen am folgenden Morgen wortlos auf, und eine traurige Zeit begann für das Haus.

*

Die Versöhnung.

Noch war Christen nicht da; mit Angst schaute Aenneli nach ihm aus. Endlich kam er langsam, zögernd und fast wie ein Schiff dem Hafen zu, dem vom Lande her der Wind entgegenweht. Es klopfte doch Aenneli das Herz, als sie ihn so kommen sah mit dem sauren Gesicht und dem zögernden Schritt, denn was ihm im Herzen sich regte, das wußte sie nicht. Es wollte ihr der Mut und die Zuversicht fliehen, und sie mußte ins Haus hinein und konnte kein freundlich Wort zum Willkommen ihm sagen, wie sie gewillt war. Das tat Christen weh, als er Aenneli bei seinem Kommen ins Haus gehen sah. Kann sie mir dann nicht einmal mehr freundlich Guten Abend

sagen und selbst an einem heiligen Sonntag das Dubeln (Schmollen) nicht lassen? dachte er, und fast wäre er umgekehrt. Nun machte er aber ein desto saurer Gesicht und mochte fast nicht einmal dem Anne-Lisi Guten Abend sagen, das an ihn heranschlich wie in heimlichem Verständnis, oder als wenn es ihm etwas anzuvertrauen hätte. Da aber der Vater tat, als merkte er sie nicht, gab sie dem Hund, der an ihr sich streichen wollte, einen Stoß und ging in den Garten zu ihren Blumen. Unterdessen hatte Aenneli den Kaffee gemacht, die Erdäpfelrösti dazu, alles stand auf dem Tische bis an die Kaffeekanne, die stand auf dem Tritte des Kunstofens, und langsam drehten die Leute zum Essen sich herbei.

Aenneli nahm sich zusammen, festigte ihre gläubige Demut wieder, tat freundlicher als sonst und hatte für jeden ein gutes Wort. Was sie lange nicht getan, tat sie wieder, sie schenkte selbst den Kaffee ein und Christen zuerst; dann kam sie mit der Milch, und weil sie wußte, wie Christen die Milchhaut liebe, nahm sie ihr Messer und schob die meiste ihm in sein Kacheli. Und als Christen sagte: „Hör ume, ih ha g'nug!" sagte sie: „He nimm ume, es ist für die angere o no da!" Das verwunderte Christen sehr, er dachte, so wäre es wieder dabei zu sein, und er wurde gesprächig und berichtete recht kurzweilige Sachen, wie man es lange nicht gehört hatte, daß sich die meisten verwunderten und meinten, Christen sei im Wirtshaus gewesen und hätte einen Schoppen mehr als sonst getrunken. Aber Christen hatte den ganzen Tag keinen Wein gesehen, aber als Aenneli ihm wieder die Milchhaut in sein Kacheli schob, da heimelete es ihn, es ward ihm wieder, als wäre er daheim, und das wirkte mehr, als drei oder vier Schoppen vermocht hätten.

So böse über sie, dachte Aenneli, mußte Christen doch nicht sein, und ihr Vertrauen ward fest, und als die Haushaltung gemacht war, setzte sie sich zu den andern draußen vor die Küchentüre, nahm freundlich teil an allen Gesprächen; ein freundlich Wort gab das andere freundliche Wort, man wußte nicht wie, und hoch am Himmel stand der Mond, als eins nach dem andern seine stille Kammer suchte.

Aenneli ging zuletzt ins Haus, schloß die Türe, sah wie üblich nach, ob das Feuer ausgelöscht sei und alles am rechten Orte. Zweimal machte sie die Runde, denn es klopfte ihr wieder das Herz, und ihrem Stübchen nahte sie sich, wie der Laie sich naht dem Heiligtum im Tempel, welches sonst nur des Priesters Fuß betritt. Schweigend rüstete sie sich zur Ruhe, schweigend suchte sie ihr Plätzlein. Da saß sie lange und wollte wieder beten wie ehedem, aber enger und enger ward es ihr um die Brust. Die Worte wollten den Durchgang nicht finden, und wenn auch die Lippen sich bewegten, zur Bewegung wollte der Laut nicht kommen; es war, als wenn eine unsichtbare Macht unwiderstehlich ihr im Wege stünde, sie zurückdrängen wollte ins Gleis der letzten Gewohnheit. Sie fühlte sich niedergezogen in die Kissen, und alles in ihr rief ihr zu: „Heute geht es ja nicht, fasse dich, stärke dich, warte bis morgen, morgen gelingt es mir besser, morgen ist bessere Zeit!" Aber dann tönten ihr wieder die Worte des Pfarrers zu, daß die Hausmutter sterben könne, während das Essen, das sie aufs Feuer getan, noch koche, daß im Himmel ein ewiger Friede sei, und wer im Himmel ein Plätzchen finden wolle, nicht Streit auf Erden lassen, nicht Streit im Herzen tragen dürfe. Und von neuem rang sie nach einem lauten Wort, und in hellen Tropfen stand der Schweiß auf ihrer Stirne. Da wandte ihre Seele sich mit einem unaussprechlichen Seufzer zu Gott empor: „Vater, hast du mich verlassen!" Da war's, als versinke ein finsteres Unwesen, das drohend vor ihrer Seele gestanden, als sprängen Ketten, die um ihre Brust geschlungen; frei ward das Wort in ihrem Munde, und langsam und bebend, aber inbrünstig und deutlich begann sie zu beten: Unser Vater, und so weiter.

Beim ersten Ton aus Aennelis Munde fuhr Christen z'weg, als hätte der Klang der Feuerglocke sein Ohr getroffen, dann saß er auf, dann rangen sich auch Töne aus seiner Brust, er betete mit, und als Aenneli die Bitte betete: „Vater, vergib mir meine Schulden, wie auch ich meinen Schuldnern vergebe", und nun das Weinen über sie kam und sie erschütterte über und über, und ihre Stimme nur ein Schluchzen ward, da weinte er mit, und weinend betete er das Gebet zu Ende. Und es ward ihnen, als wenn das Gebet die Sonne wäre, und schwarzer Nebel hätte sie umlagert, daß eins das Gesicht des andern nicht mehr hätte sehen können. Nun aber kam die Sonne über den Nebel, und ihre Strahlen brachen, spalteten ihn, er zerriß, und als ob Gottes eigene Hand vom Himmel herunterreiche, hob er sich höher und höher, hob sich in immer lichteren Wölkchen zum Himmel auf, verlor sich ganz und gar im Himmel; und licht und klar war es um sie, kein Schatten war mehr da, und die Herzen lagen offen

voreinander. Das heilige Schweigen brach zuerst Aenneli, sich ausklagend und um Verzeihung bittend, aber Christen antwortete: „Du hast nichts zu bitten, ich bin an allem schuld, hätte ich dir gehorcht, so wäre alles nicht begegnet.“ Wunderbar war es jedem, wie das Herz des andern so weich war und so voll Liebe und so ganz anders gesinnet, als man es gedacht, und daß es nur ein Wörtlein gebraucht zur Einigung. Und keines hatte daran gedacht und jedes das Herz des andern ganz anders geglaubt, darum an jeder Verständigung verzweifelt; nur die Demut Aennelis, welche sich allem unterziehen wollte um ihrer erkannten Schuld willen, konnte durch die bergende Hülle brechen. Eben deswegen hat uns Gott der Zukunft Schoß verdunkelt, den Vorhang gezogen vor die Herzen der Menschen, daß wir lernen, in echtem Heldensinn und hingebendem Vertrauen das Rechte tun, ohne nach dem Gelingen zu fragen, ohne die Anstrengung mit dem Kampf zu messen.

*

Der gemeinsame Kirchgang.

So war keine Ungeduld in keinem Herzen, und eines Sinnes, ohne viele Worte, in stiller Andacht zogen sie dem Hause des Herrn zu. Es ist doch schön, wenn so eine ganze Familie eines Glaubens, eines Sinnes zum Hause des Herrn zieht, keines vornehmer im Geiste als das andere, jedes gläubig wie das andere, vom gleichen Gott sein Heil erwartend, den gleichen Weg vor Augen, nach dem gleichen Himmel trachtend.

Es ist doch schön, wenn Eltern mit ihren erwachsenen Kindern zur Kirche ziehen können, wo sie dieselben taufen ließen, und nicht nur sagen können: „Siehe, Herr, hier sind die, die du mir gegeben hast, und keines ist verloren gegangen“, sondern noch danken können, daß der Herr durch die Kinder die Eltern geheiliget und die Kinder Stützen geworden seien nicht nur für den Leib in den alten Tagen, sondern auch für den Geist auf dem Wege der Heiligung. Wenn so eine ganze Familie zum Mahle des Herrn geht als wie zum letzten Mahle und doch im gläubigen Vertrauen, daß der Herr nicht scheiden werde, was sich hier gefunden, daß, wenn schon der Tod als wie ein Schatten vor das eine oder das andere sich stellt, dieser Schatten über kurzem wieder schwinden werde im Lichte des ewigen Lebens, es ist doch schön. Es wehet in einer solchen Familie eine Kraft des Vertrauens, des Glaubens, der Liebe, welche die Welt nicht gibt, welche die Welt nicht kennt.

Bald waren sie nicht mehr alleine; hieher kamen Leute und dorther, freundliche Grüße wechselten, die einen hemmten ihren Schritt, die andern beschleunigten ihn, ein jedes richtete seinen Schritt nach der andern Schritt, weil es nicht alleine wallen wollte auf dem Wege zur Kirche, sondern in Gemeinschaft mit den andern. Warum aber nur auf dem Kirchwege seinen Schritt modeln nach der andern Schritt, warum nicht auch auf dem Lebenswege? Nur eine kleine Anstrengung, nur ein klein weniger Eigensinn, nur einiger Tage leichte Uebung, und einmütig und gleichen Schrittes, eine Gemeinschaft der Heiligen, würde durchs Leben wallen, was auf ewig auseinandergeht, weil das eine seinen Schritt noch kürzt, während das andere den seinigen verlängert.

Die Leute sahen mit Verwundern die Fünfe so einträchtig zusammengehen, drückten aber die Verwunderung nicht einmal mit den Augen aus, geschweige, daß jemand nach der Veranlassung des nach der bekannten Spaltung um so auffallenderen gemeinsamen Kirchganges gefragt hätte. Jeder machte seine Mutmaßungen und behielt sich vor, dieselben daheim beim Mittagessen vorzubringen, und fast in allen Häusern war dies das Tagesgespräch. Vermutungen aller Art wurden laut, und allerdings war die Bewegung Aennelis am vorigen Sonntag in der Kirche nicht unbemerkt geblieben, aber das Rechte erriet doch so recht niemand, von wegen wenn man etwas begreifen will, so muß man den Sinn, aus welchem es hervorgegangen, selbst in seiner Brust tragen. Das wissen aber die wenigsten Leute, darum so viele Mißverständnisse, darum werweisen (vermuten) die meisten so dummes Zeug, wenn sie von einer guten, uneigennützigen Tat hören; sie tragen halt den Sinn dazu nicht in ihrer Brust. Hingegen weiß so mancher, daß er selbst für die schlechtesten, eigennützigsten Absichten die schönsten Gründe hat. Mancher vermag zum Beispiel Amt, Stellung, Staat auf die schändlichste Weise zu mißbrauchen zur Sättigung seiner Lust oder seines Geldsäckels, während er von lauter System, Gemeinwohl und Volksinteresse überfließt.

Die Leute strömten immer zahlreicher, je näher man der Kirche kam; denn an Pfingsten, wenn die Sonne schön warm scheinet, wagt so manches alte Mütterli, das durch Kälte und Kot nicht mehr kam, noch so gerne einen Kirchgang und labet seine

Seele, die auch gerne da oben wäre an des Herrn Mahl; es weiß nicht, was der Herr im nächsten Winter mit ihm vorhat; es sucht, wo es kann, den Herrn, damit, wenn der Tod kommt, der Herr es finde.

Wenn sie schon früh waren, so fanden sie doch mit Mühe Platz in der Kirche. Wer es vermag, sollte immer frühe gehen, wer hinterdrein hastet, kommt sehr selten mehr in die rechte Stimmung, sowenig als der Pfarrer, der weltliche Geschäfte abmachen muß, ehe er ans heilige Werk gehen kann. Es ist gar eigen, unser Gemüt, und stille und feierlich muß es um dasselbe sein, wenn es stille und feierlich in ihm werden soll, so wie auch die Winde aufhören müssen zu wehen, wenn die Wellen sich legen, das Meer sich ebnen soll.

Wenn man da so sitzt im stillen, weiten Raume, vielleicht ein schönes Lied von der Orgel tönt, oder ein schönes Wort aus der Bibel kommt, und die Glocken rufen die draußen herein, da, wie die Augen im Dunkel des Kellers allmählich aufgeben und zu schauen vermögen, so geht es unserer Seele: sie öffnet sich Eindrücken, für welche sie sonst verschlossen war, und wenn der Prediger kommt und als geistiger Säemann frommen Samen streut, so fällt dieser Same in offene Seelen, wo er sonst nur Ohren gefunden hätte, und Ohren, die nicht hörten.

*

Der guten Mutter Tod.

„Mutter, wollt Ihr was?“ sagte Resli.

„Wotsch mr's v'rspreche, wieder um das Meischti z'luege?“

„Mutter, aber wie soll ich, soll ich mich wieder lassen wegjagen wie ein Hund? Ja, wenn ich ein gutes Wort hätte von ihm, aber so muß ich glauben, es habe mich nicht lieb, und kein Zeichen hat es seither getan.“

Da sah er einen eigenen Schein fahren über der Mutter Gesicht, sie faltete die Hände; er erschrak. „Mutter, Mutter, was hast?“ frug er. Er sah ihre Augen gegen die äußere Stube blicken, dorthin deutete sie; er sah sich um, dort stand in der Zwischentüre, den Kopf an den Pfosten gelehnt, sein Meischti, Anne-Mareili, blaß, mager, und weinte bitterlich.

Da stand Resli, als ob ein Geist vor ihm stünde, weder Laut noch Schritt stund in seiner Macht. Da streckte Anne-Mareili ihm die Hand entgegen: „Bring mr's!“ sagte Aenneli leise. Was sie gebot, tat Resli willenlos, und Aenneli faßte beider Hände und sagte: „Jetzt sehe ich, daß ich Gott lieb bin, was ich noch gewünscht, hat er mir gegeben. Jetzt bleibt beisammen, seid treu einander, seid aufrichtig, und was eins im Herzen hat, das zeig's dem andern, daß es kein Mißverständnis gebe! Mißverständnisse sind schröcklich, sie wachsen mitten aus der Liebe heraus, sie wachsen zwischen die Herzen hinein und sprengen sie voneinander. — Sinnet daran, denket an uns und habt einander immer lieb, denket dra, ih luege uf ech! — Resli, gang, lauf, rüef se, es duret nimme lang, ih g'spüres — es wird mir so kalt, ih möcht' se noh alli g'seh. Lauf, spring!“

Als er draußen war, frug Aenneli Anne-Mareili: „Gäll, du hest m'r ne lieb un lebst ihm z'G'falle?“ Da sank Anne-Mareili vor dem Bett auf die Knie und schluchzte: „O Mutter, o Mutter, Ihr seid kein Mensch, ein Engel seid Ihr; o wenn ich sein könnte wie Ihr!“ — „Nein, kein Engel, e schwache Mönsch“, sagte Aenneli, „aber üse Herrgott macht mi viellicht drzu. Wenn d' d'r Wille hest u nit vo üsem Heiland lahst, du wirst o eine, wirst besser als ih, du hest e herteri (härtere) Schuel gha als ih. — Lieb mir ne geng u bis ufrichtig, er ist m'r o grusam lieb gsi, ume z'lieb, aber er ist o ne guete; e bessere Bueb git's nit uf d'r Welt. — Gäll, du hest m'r ne lieb u schickist di i ne! — Glaub m'r, es geit d'r guet, du weißt no nit, wie guet er ist u wie er es Herz het. — Es het mih hert von ihm, er ist m'r lieb, ih chas nit säge, aber üse Herrgott wird mr's wohl v'rzieh, er het m'r ne ja gäh. — Häb mi e weneli, ih möcht' uffitze. — Es wird m'r so wunderlich, so kalt, und doch so heiter vor de Auge; geit m'r scho die anderi Welt uf? — Wenn sie doch chäme, ih würd se gern g'seh, alli bi enander; e nu so de, so ha n ih dach dih g'seh. — Wen er krank wird, gäll, du hest Sorg zu n ihm und wehrst ihm d's Werche ab? — G'hörst nüt, chöme sie? — Wenn sie neume chämte. — Deck mi besser, es ist, als wett's mi früre ums Herz. — Wenn d'zorni wirst, erzeig's nit, gang dänne u bet es Vaterunser! — O Gott, Gott, witt mih, es duecht mi, ih g'sey my Muetter!“

Da kamen die Gerufenen, weinend, in voller Hast. Anne-Mareili erschrak, wollte Platz machen am Bette, es war ihm, als hätten die andern näheres Recht; es ward ihm auf einmal wieder so fremd und leid ums Herz. Aber Aenneli hielt seine Hand und sagte leise: „Ueses King! Heit's lieb! Es ist jetz die neui Mutter. — Zürnet mir nüt, u sinnet albe einist a mi! — U du, bhäb mi lieb!" sagte Aenneli zu Christen, „ih will d'r o nes Plätzli sueche im Himmel." — Dann nahm es seine Hände zusammen, die blassen Lippen bebten, in eigenem Glanze schlug es seine Augen empor. So bete es leise, leise neigte sein Haupt sich auf die Seite — um eine gute Frau, um eine gute Mutter war die Erde ärmer.

(Der Herderschen Ausgabe auszugsweise entnommen. Siehe auch „Buch und Bild".)

Vom Singen der Mädchen.

Olga Hensel.

Die schöpferischen Kräfte, die in der Frau wirksam sind, offenbaren sich meistens in ganz anderer Weise als die des Mannes. Der Mann gestaltet sichtbar nach außen, die Frau baut innen, und die Auswirkung ihrer schöpferischen Kraft ist oft in der Mannestat verborgen.

Auf einem Gebiet sind beide Geschlechter ganz gleich schöpferisch, jedes in seiner Eigenart tief wurzelnd und durch sie künstlerisch gestaltend: im Gesang. Da muß der Mann echt männlich, die Frau echt weiblich sein, um das Wesen des Gesanges zu erfüllen. Könnt ihr euch vorstellen, daß eine Frauenrechtlerin (im üblen Sinn des Wortes) mit männlichen Gewohnheiten, die Zigarette zwischen den Fingern, oder ein parfümierter, weibischer Modegeck wirklich — singen kann? Ihr fühlt es schon — Singen —, das heißt sein innerstes Wesen in Klarheit und Reinheit erklingen lassen, nicht bloß Töne in einer bestimmten Höhe und Dauer aneinanderreihen. Umgekehrt wirkt das echte Singen ordnend und klärend auf unser Wesen ein, so daß wir im Gesang eine der ersten erzieherischen Kräfte erkennen müssen. Bis jetzt war der Schulgesang ein „Fach", allmählich muß er eine alles erfüllende und durchdringende Lebensluft werden. Dieser neuen Einstellung nach Kräften den Weg zu bereiten, ist unsere Aufgabe. Lehrerinnen und Erzieherinnen, Mütter und ihr Mädchen, die zukünftigen Mütter, ihr vor allem seid dazu berufen!

Die Erkenntnis von der erzieherischen Kraft der Musik ist zwar uralt, aber sie ist mit der Zeit allmählich verloren gegangen wie so manches geistige Gut. Die Griechen hatten die Musik und die Gymnastik in ihr Erziehungswerk ganz untrennbar verwoben; Goethe sagt in der Pädagogischen Provinz: „Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten." Eine der ergreifendsten Gestalten, Dr. Barnardo, der Vater der Niemandskinder, der in den Elendsvierteln Londons die Kinder aufgelesen hat, die weder Vater noch Muttter kennen, keinen Namen, kein Heim, kein Bett haben und sich Tag und Nacht auf der Straße herumtreiben, schreibt über die Musik folgendes: „Warum wir Musik treiben? Erstens als ein Mittel zur Erziehung. Die Musik ist für die unentwickelten und halbentwickelten Seelen unserer kleinen Leute, was das Brot für ihren Leib. Sie öffnet die Pforten des Verstandes, des edlen Strebens, des reinen Gefühls. Sie gießt nicht nur einen Schimmer von Glanz und Schönheit über ihr Leben aus; wir finden auch, daß sie ihre Seelen auf ein höheres Niveau des Denkens und Fühlens emporhebt." Was Barnardo von der Musik sagt, gilt vom Gesang in ungleich höherem Maße, weil der Gesang den Sänger noch viel mehr wirklich „ergreift"

und „bewegt", ihn wirklich zum Schwingen und Tönen bringt. Die Menschheit ist durch die einseitige Ausbildung des Verstandes starr und „schwingungslos" geworden und hat damit ihren Lebensrhythmus verloren, denn: alles Lebendige schwingt. Wir alle, das ganze deutsche Volk, müssen wieder schwingend, lebendig — singend werden. Und vor allem die Frauen, die Trägerinnen und Erzieherinnen der kommenden Geschlechter. Wir müssen uns einmal ernst und verantwortungsbewußt darüber klar werden, nicht in der sentimentalen Gefühlsduselei, mit der man darüber Gedichte und Lieder (!) macht, was es mit dem „Lied der Mutter" auf sich hat. Es ist das innere Schwingen der Liebe, wenn die Mutter mit schwingendem Gesang ihr Kind einschläfert, beruhigt, seine Schmerzen heilt, es jauchzen und lachen oder stille mit großen Augen horchen macht. Ihre Schwingungen, seelisch und körperlich, übertragen sich auf das Kind, bringen es seelisch und körperlich zum Mitschwingen, sind Leben und Wachstum. Eine Mutter, die nicht singt, nimmt sich und ihrem Kinde unendlich viel. Zuerst singt die Mutter allein, doch bald singt das Kind hörbar mit. Wann es innerlich anfängt mitzusingen, wissen wir nicht, wahrscheinlich viel früher als wir ahnen. Im zweiten Lebensjahr singen schon viele Kinder Liedteile, wohl auch ganze Lieder.

Das Singen ist also nicht bloß ein Schmuck des Lebens, eine Bereicherung oder, wie manche gar meinen, eine unnütze Sache. Es gehört zu den ernsten Dingen und will mit Ernst und Hingabe betrieben sein. Daß es dann Freuden über Freuden gibt, weiß jeder, der es in diesem Sinne kennengelernt hat. Seht doch zu, ihr Mädchen und Frauen, daß ihr alle rechte Sängerinnen werdet, deren Stimmen sich erheben und künden von der Kraft echten Weibtums. Allerorten habt ihr Gelegenheit dazu, in jedem Stand, jedem Beruf, jedem Alter. Wir sehen, daß ein Suchen nach dem echten Gesang im ganzen deutschen Volke angeht, daß sich Menschen zusammenfinden, um gemeinsam zu singen, daß sie das Singen nicht mehr ansehen als eine „Zerstreuung", sondern als eine Sammlung. Mit solchen Menschen singet, und ihr werdet reichen Segen haben: für euch wird es eine Quelle der Kraft werden, die einen wird es befreien von Gefühlsüberschwang, andern wird es ein „warmes Herz" machen und so jedem geben, was er braucht.

Haustaufe oder Kirchentaufe?

Wilhelm Stählin, Nürnberg, Neblung 1928.

Meine lieben Freunde! Nun gibt es keine Widerrede mehr, nun seid Ihr wirklich nicht mehr „Bub" oder „Mädel", nun seid Ihr endgültig „Mann" und „Frau", seit Ihr auch Vater und Mutter sein dürft. Das ist doch das Allergrößte und Wunderbarste, wenn wir das Werkzeug des göttlichen Schöpferwillens werden und ein neues Menschenleben von dem unseren seinen Anfang und Ausgang nimmt. Ich weiß, daß Ihr das ganz stark und tief empfindet und daß Ihr wohl wißt, wie Euer Kindlein einfach durch sein Dasein Eurem eignen Leben einen neuen Inhalt und eine neue Würde verleiht.

Dieser Gruß kommt nun gerade recht zu dem Tag, an dem Ihr Tauffest feiert. Es ist mir immer leid um die vielen Menschen, die mit einem solchen Fest gar nichts anzufangen wissen, sondern das halt abmachen wie irgend eine andere lästige Verpflichtung und im Grunde froh sind, wenn sie so eine peinliche Angelegenheit hinter sich gebracht haben. Da ist es für uns Pfarrer eine

wahre Freude, wenn wir irgendwo Menschen wissen, die sich schon lange, lange vor der Geburt des Kindes auf ein schönes Tauffest freuen und sich's ordentlich ein Nachdenken und Besinnen kosten lassen, wie sie das nun recht festlich und recht würdig gestalten. Ich bin gespannt, wie Ihr nun die Frage entschieden habt, über die wir einmal miteinander gesprochen haben, damals, als Ihr mir zum erstenmal Eure Hoffnung anvertraut habt. Werdet Ihr nun das Kind zur Kirche tragen oder werdet Ihr den Pfarrer bitten, es in Eurem Hause zu taufen? Vielleicht habt Ihr Euch längst entschieden; vielleicht kommt aber dieser Brief noch zurecht, um an Eurer Ueberlegung und Beratung teilzunehmen. Jedenfalls will ich Euch gerne gründlich und offen schreiben, was ich darüber denke.

Ihr seid keine Freunde von öffentlichen Aufzügen, von Menschengedränge und allem äußerlichen Betrieb. Gott sei Dank, daß Ihr das alles nicht leiden mögt. So stelle ich mir lebhaft vor, daß Ihr vor der Oeffentlichkeit einer Kirchentaufe, namentlich in einem so kleinen Orte, richtig Angst habt, und daß Ihr auf jeden Fall alles das dumme Gerede müßiger Nachbarn und die neugierigen Blicke ungebetener Zuschauer vermeiden wollt. Ich freue mich, daß Euch das mehr Sorge macht als die trüben Herbsttage und die kalte Kirchenluft; die würden Eurem Kindlein, das ja Gott sei Dank, wie ich höre, recht gesund und kräftig ist, wohl kaum etwas schaden. Ich sehe auch ganz deutlich vor mir, wie schön Euer Wohnzimmer als Taufkapelle aussehen wird; im Erker steht der Altar, und vor den verhängten Fenstern heben sich Euer altes Elfenbeinkreuz und die vielen Lichter wunderschön ab; im Garten habt Ihr wohl noch einige späte kleine Astern gefunden und habt sie im Kranz um die alte Zinn-Taufschüssel gelegt, die Ihr am Hochzeitstag als altes Familien-Erbstück bekommen habt. Und dann singt die ganze Hausgemeinde zusammen und aus dem Nebenzimmer klingt die liebe Geige. Ich habe es mir alles ganz lebhaft vorgestellt und ausgemalt. Aber Ihr wißt wohl noch, wie wir uns damals darauf geeinigt haben, es käme gar nicht so sehr darauf an, ob nun alles recht „schön" aussieht und recht stimmungsvoll und feierlich wird, sondern ganz einfach darauf, ob das nun den richtigen Sinn hat. Was drückt so ein häusliches Tauffest eigentlich aus? Es hat einen sehr schönen und tiefen Sinn: es ist der feierliche Gruß der Eltern und der ganzen Hausgemeinde an das junge Leben, seine festliche Aufnahme in die Gemeinschaft der Familie. Alles das will laut werden, was die Eltern im Gedenken an das ihnen geschenkte Kindlein bewegt: das wunderbare Geheimnis, das immer über Zeugung und Geburt schweben wird, der Dank, daß Mutter und Kind leben; das ehrfürchtige Staunen vor dem Wunder des sich entfaltenden kleinen Lebens, all das heiße und herzliche Wünschen, daß es an Leib und Seele fröhlich gedeihen dürfe, das alles gehört dazu und noch viel mehr. Und ich kann es mir so feierlich vorstellen, wenn dann Eure Eltern herübergekommen sind zum Fest, und Euer Freund, den Ihr zum Paten Eures Kindes gemacht habt, und einige wenige aus Eurem engsten Freundeskreis: alle zusammen eine kleine eng verbundene Hausgemeinde, die miteinander den lieben kleinen Täufling als einen rechten Gottesgruß hinnimmt.

Ich habe viele sehr schöne und sehr stimmungsvolle häusliche Tauffeiern miterlebt, aber ich muß es Euch offen sagen, es hat mir eigentlich doch immer etwas gefehlt. Lange habe ich selbst nicht recht gewußt, was es eigentlich ist; ich habe mir nicht recht eingestehen wollen, daß eine solche häusliche Tauf-

feier recht schön und feierlich und sinnvoll sein kann ohne — die Taufe selber, und daß man dabei eigentlich nicht recht weiß, warum das Kind gerade getauft wird. Daß es eben so Herkommen ist, ist doch unter vernünftigen und ernsthaften Menschen keine rechte Begründung. Das habe nicht nur ich anders empfunden, sondern es ist wirklich anders, wenn das Kind zur Kirche gebracht und am Taufstein in der Kirche getauft wird. Da spürt man gleich: das Kind gehört gar nicht nur seinen Eltern, es steht in einem viel größeren und weiteren Lebenszusammenhang; seinen Eltern ist es nur anvertraut und ihnen damit eine große und einzigartige Aufgabe übertragen. Aber es ist eben nicht nur ein Kind dieser Eltern, ein neues Glied dieses Familienkreises geboren, sondern ein Menschenkind, das wie jedes Menschenkind ein Gotteskind ist und sein soll, ein Gotteskind, das nun unter all den großen und unverbrüchlichen Ordnungen des Lebens steht. Da wird es nun wirklich hineingetaucht in den feierlichen Namen „Vater-Gott"; in den lieben und großen Namen des Herrn Christus, in den „heiligen Geist", der erst etwas wirklich Gutes und Wertvolles aus unserem Menschenwesen macht. Nun hat es erst seinen ganz tiefen Sinn, daß nicht der Vater, sondern der Pfarrer bei der Taufe den Namen des Kindes zum erstenmal ganz feierlich nennt: dieser Name ist das Sinnbild des ganz besonderen und einzigartigen Wesens, das in jedem Menschen ist, und es sind nicht die Eltern, sondern Gott, der dem Kind seinen Namen, sein ganz besonderes Wesen gibt und es zu etwas ganz Besonderem — auch seinen Eltern gegenüber — macht. Und nun bekommt das Wasser, mit dem das Kind getauft wird, erst seinen rechten und großen Sinn. Ihr erinnert Euch, daß wir auf unserer Wanderung damals an dem einsamen Bergsee gestanden sind und darüber gesprochen haben, wie dieses Wasser etwas ganz Unheimliches, Abgründiges habe, etwas Unheimliches, Vernichtendes, Zerstörendes ebenso wie etwas Erfrischendes und Reinigendes und Belebendes. Aber gerade darin ist ja das Wasser das Sinnbild des Lebens und seines göttlichen Wirkens selber: Vernichtung und Belebung, Untergang und Reinigung, die wohnen so nahe beieinander, und jedes Menschenkindlein steht von Anfang an unter diesem großen Lebensgesetz: Stirb und werde! Darum steht auch das Kreuz auf dem Taufaltar und wir machen zum Segen das Zeichen des Kreuzes über dem Köpflein des Kindes. Daß das so ist, nicht wahr, Freunde, das geht nun weit hinaus über das, was gerade die Elternherzen bewegt an Dank und Hoffen und Wünschen; das ist das ganz allgemeine Menschenlos; das ist das Allerallgemeinste, von dem die christliche Verkündigung redet. Es ist mir immer ganz besonders feierlich zumute, wenn wir in unserer Lorenzerkirche den Täufling hinaustragen an den Taufstein und dann dieses kleinwinzige Köpflein in der Riesenhalle über den Taufstein halten und ganz hoch oben die Orgel dazu spielt und noch weiter droben die schönen Gewölbe sich schließen: da meine ich immer, die Menschen müßten das ohne viel Worte spüren, daß eine ganz große und weite und unsagbar erhabene Gotteswelt sich über diesem erwachenden Kindesleben auftut. Ich freue mich, wenn dann auch jemand aus der Gemeinde anwesend ist oder nach dem Gottesdienst gleich ein Teil der Gemeinde anwesend bleibt. Denn das geht eben doch alle an und alle sind mit dafür verantwortlich, daß dieser Täufling hereinwächst in die große Gemeinschaft der Gotteskinder und einmal eine rechte Lebensheimat findet in der Kirche. Und manchmal bilde ich mir ein, gerade dabei könnten die Taufeltern selber etwas davon begreifen, daß ihre Ehe gar nicht ihre eigne und private

Angelegenheit ist und daß das Kindlein gar nicht nur ihr Kindlein ist, sondern daß sie mit Haus und Ehe und Kinderstube selbst ein Stück von der christlichen Kirche sind und sein sollen.

Es ist bei uns, wenn es ganz feierlich gestaltet wird, so, daß dann am Schluß der Pate das Kind der Mutter zurückgibt, und daß dann die Mutter mit ihrem Kind vor den Altar tritt und feierlich gesegnet wird. Dann möchte ich wohl jeder Mutter sagen: Du hast dieses Kind geboren und, wie man so sagt, es „verdankt" dir sein Leben; nun sei eine rechte Mutter, der ihr Kind wirklich das Leben „verdankt", und hilf ihm auch zu dem wahren und rechten Leben, das Gott von oben her wecken will. Ihr versteht wohl, daß man das eigentlich so nur in der Kirche sagen und spüren kann, und daß die Taufe nach ihrem innersten Kern und Sinn in das Gotteshaus gehört. Gerade, wenn sie als Taufe wirklich ernst genommen wird.

Vielleicht lest Ihr nun diesen Brief von mir, wenn Ihr gerade Euer Kindlein zu Hause getauft habt und nun im Kreis der Freunde noch ein Stündlein beisammen bleibt. Dann nehmt es nicht als einen Vorwurf, als hättet Ihr nicht recht gehandelt. Ich weiß wohl, daß auch fromme Eltern heute nicht recht den Weg zur Kirche, für sich und für ihre Kinder, finden können; aber ich weiß freilich auch dies, daß vieles, das versunken war, heute neu entdeckt wird, und daß Eltern, die für ihr Kind die Taufe neu entdecken dürfen, ihr Kind gern und sehr feierlich zur Kirche bringen. Aber ich weiß wohl, es hängt nicht an Ort und Raum, sondern „am Glauben und an der Liebe".

Seid mit Eurem Kind und seinem Paten und allen, die es herzlich gut mit ihm meinen, treulich gegrüßt von

Eurem Wilhelm Stählin.

*

Grüß Dich Gott!

Dein lieber Brief soll doch einen schnellen wenn auch kurzen Dank haben. Ganz kurz will ich Dir den äußern Hergang erzählen. Unser Gemeindlein zählt nicht ganz 300 Seelen. Davon sind 100 regelmäßig im Gottesdienst. Die Taufe war in der Kirche im Gemeindegottesdienst. Nach dem Hauptgebet, wo sich sonst das „Unser Vater" anschließt, sagte der Pfarrer: „Die Gemeinde stimme das Tauflied an." Dann sang die Gemeinde das Lied, das die Kinder so gern singen:

Liebster Jesu, wir sind hier,	Darum eilen wir zu dir,
deinem Worte nachzuleben.	nimm das Pfand von unsern Armen,
Dieses Kindlein kommt zu dir,	tritt mit deinem Glanz herfür
weil du den Befehl gegeben:	und erzeige dein Erbarmen,
Daß die Kindlein dir sich nahen.	daß es dein Kind hier auf Erden
Heil und Leben zu empfahen.	und im Himmel möge werden.

Während die Gemeinde stehend das Lied sang, zog die „Taufe", Kind, Eltern, Großeltern, Paten ins Kirchlein herein zum Taufstein, und stehend verharrte die Gemeinde während des Sakramentes, und das Glöcklein läutete. Dann sang die Gemeinde noch den Vers:

Nun wir legen an dein Herz,
was von Herzen ist gegangen.
Führ' die Bitten himmelwärts
und erfülle das Verlangen!
Ja, den Namen, den wir geben,
schreib ins Lebensbuch zum Leben!

Nach dem Segen und Amen zog dann die Taufe an die Spitze der Gemeinde zum Kirchlein hinaus heimwärts, stolz und froh, daß der Täufling brav Ruhe gehalten.

Die Kirchtaufe ist in unserer Gemeinde nicht Sitte gewesen, und die Form haben wir übernommen, wie's daheim in meinem Bauerndorf heute noch Sitte ist. Aber wir haben die Freude gehabt, daß bei der nächsten Taufe der Vater angemeldet hat, daß am Sonntag der Hans getauft werden soll, und zwar in der Kirche, und geradeso soll's sein wie bei's Lehrers, denn das sei schön gewesen. Und ich hab mich gefreut auf meinem Orgelbock, als da die Taufe vor der Gemeinde stund, und Eltern und Paten laut vor der Gemeinde ihr „Ja" sprachen. Und weil unser Pfarrer auch für die Kirchtaufe ist, so haben wir vielleicht den Anfang gegeben zu einer schönen Sitte, die mehr ist als das. Und wenn Gottes Segen dazu kommt, dann kann's der Gemeinde zum Segen werden.

Und nun laß Dich grüßen als von uns.

Gotthelf-Worte.

Aus „Geld und Geist".

Christen und Aenneli waren allerdings glücklich, und auf dem Wege zu nach größerem Glück, weil sie sich und ihr Geschick wogen mit der Wage der Dankbarkeit, welche der Mensch Gott schuldig ist.

*

Christen war nicht so, daß, wenn jemand sich unterzog, er dann um so wüster tat, er wurde auch nicht um so aufbegehrischer, je demütiger einer sich darstellte; die Art hatte er nicht, zu einem Ratsherrn hätte er nicht getaugt.

*

Etwas (vom guten Hausgeist) ging auf die Kinder über, denn Kinder sind eine weiße Wand; so weiß die Hände sind, welche über sie fahren, zuletzt werden doch die Spuren derselben sichtbar.

*

Die Mutter hatte von früher Jugend an die Kinder mit ihrem versöhnenden Hausgeist bekannt gemacht, hatte sie das „Unser Vater" so recht gelehrt, daß sie es nicht gedankenlos beteten, daß es ihnen auch war erst wie ein tiefer See, in den sie allen Groll versenkten, und dann wie eine hohe Leiter, auf welcher sie in das Land des Friedens, in den Himmel stiegen.

*

Wo keiner dem andern ein bös Wort sagt, da ist Frieden, und wo es im Frieden geht, da können böse Leute ihr Maul nicht hineinhängen, und das ist eine wahre Sache.

*

Die Demut aber, die aus der Liebe stammet, die alles erträgt, alles erduldet, sich nicht verbittern läßt, die da, wo Gott sie stellet, ausharrt bis ans Ende, sei es zum Leben, sei es zum Tode, ausharrt in dem Bewußtsein, daß über dem Menschen des Herrn Wille walte und dieser Wille ertragen werden müsse zur eigenen Sühnung und anderer Heil, im Größten wie im Kleinsten: diese Demut ist der Sinn, der die Helden zeugte, aus dem die Märtyrer hervortraten, der noch jetzt Helden und Märtyrer zeuget.

*

Ach, jetzt weiß ich, daß, wenn man Glauben und Vertrauen zu Gott verliert, man gottlos wird, und wenn man Glauben und Vertrauen zu den Menschen verliert, so wird man lieblos, und wer gottlos und lieblos ist, um den ist es finstere Nacht, und wenn er schon noch nicht in der Hölle ist, so ist doch die Hölle in ihm.

*

Friede und Liebe eines elterlichen Paares ist die Hausonne.

*

Den rechten Weibern ist und bleibt immer der Nächste, der ihnen zunächst im Bereiche ihrer Hilfe liegt. Sie lassen nie einen Anwesenden schmachten und stöhnen, um zu jammern um einen in der Ferne.

*

Es ist jede rechte Mutter einer Henne gleich, die mit Schnabel und Flügel schlägt und pickt, wenn man ihr nur von weitem nach einem Küchlein reckt; aber während die Sorge einer Henne nur einige Wochen dauert, erlischt die Sorge der Mutter erst, wenn das Auge im Tode bricht, und wer weiß, ob auch dann? Und wenn ums Bett der sterbenden Mutter die Kinder stehen, und ihr brechend Aug gleitet in flüchtigem Blick über die weinende Schar, so könnte, wer die Schrift verstünde, im flüchtigen Blick zusammengedrängt lesen all den Kummer und die Sorgen, die Leiden und die Freuden, die das mütterliche Herz um jedes ihrer Kinder getragen, und die sie jetzt als ihre Lebensbeute mit ins Grab nimmt und sie auch hinauftragen wird zu ihrem Vater und ihrer Kinder Vater.

*

Schrifttum über Familie.

In Großbodungen war ein Lehrgang von Frau Stählin über Familie, die Junitreue handelt in ihren Grenzen auch darüber. Ich nenne einiges Schrifttum, das uns hier weiterhelfen kann.

Wir sind in der Form weniger radikal geworden als in der Zeit der kürzesten Hosen. Aber jetzt beginnt der eigentliche Radikalismus, der, welcher nicht einreißt und kleinschlägt, sondern von innen her das Säftesteigen ermöglicht, welches die alte Rinde sprengt und denselben Baum zu einem anderen Baum verwandelt.

Ein Schriftchen, klein, aber äußerst fruchtbar, liebe ich vor allem; es stammt aus dem Kreis des wertvollen Deutschen Volkstums (Fichte-Hochschule, Hamburg), ist bei Voigtländer verlegt und heißt: „Golß, Wolfram und Wagner". Es zeigt, wohin die Fahrt geht, und was als Keuschheit immer im deutschen Volke gegolten hat, jenes Natürliche, welches nicht Anfang, Tierisches, sondern Gipfel, Freiheit in Gottgebundenheit. Das Schriftchen ist deshalb so wertvoll, weil es eine köstliche Hinführung zu Luther und zu dem Parzifal ist, den wir viel mehr suchen sollten.

Besonders wertvoll ist mir auch das kleine Heftchen aus dem Warneck-Verlag Berlin: „Pilsach, Gedächtnis Chr. Blumhardts", weil es an einem religiösen Genius zeigt, aus welchen Gebundenheiten wir erwachen werden, wenn wir Kinder Gottes in Kraft und Herrlichkeit werden dürfen. Abgesehen von den bedeutsamen Hinweisen auf unsere Fragen verbindet uns das Schriftchen mit einem der wesentlichsten Menschen unseres Jahrhunderts, dessen Auswirkung von den Marktschreiern der Tagesmeinung vielfach nicht bekannt wird.

Familie in tiefstem Sinn, deutsch, herzlich, und doch volkverbunden frei und genial stellt dar Riehl in seinen Schriften (auch in der Auswahl von Diederichs überraschend). Und das tiefste Gemälde der Familie, welche auf der Verbundenheit im Ewigen ruht und mit dieser Verbundenheit steht und fällt, gibt Jeremias Gotthelfs „Geld und Geist" (Rensch, 3,80 RM.), ein Buch, welches nicht gelesen zu haben eine der wesentlichsten Einbußen in dieser Verkörperung bedeuten wird. (Siehe auch: Buch und Bild.)

Sehr wichtiges sagt auch Goethe über unseren Fragenzusammenhang in den „Erzählungen der Ausgewanderten", und ich kann mir denken, daß vor allem jungen Menschen diese Goethesche Erzählungsweisheit viel schenken kann, vor allem, wenn man sich bemüht, nicht nur diese Erzählungen im einzelnen zu

sehen, sondern in der weisen Einordnung, die Goethe diesen Geschichtchen — sie gehen in eine Westentasche! — gegeben hat.

Daß man Luthers „Ehe" studieren sollte, ist selbstverständlich. Ehebücher gibt es in unserer Zeit wie Fliegen im Sommer, sie sind ebensoviel wert. Johannes Müller — „Beruf und Stellung der Frau" — hat ganz wesentliches zu sagen, das man langsam und wiederholt lesen und erproben soll. Müller ist hier wirklich der treue Eckehart unseres Volkes gewesen, der den Erlebnisschwindel unserer jugendbewegten Literatur nicht mitgemacht hat, sondern mit Instinkt erkannt hat, daß der Teufel sehr gern als Freiheitsapostel auftritt und als Aufklärer, wenn er Gehirne narkotisieren will. Goethes wirkliche Stellung zu den erotischen Dingen, die sich nicht als Schild für das vulgäre Genießertum darstellen wird, sondern als ein Leiden und faustisches Ringen, sollte in „Unser Bund" von berufener Seite auch einmal klargelegt werden.

Und ebenso das, was Kierkegaard („Leben und Walten der Liebe") über die Erlebnisseligkeit und die romantische Liebe sagt — das ist Jugendbewegung in jenem Sinne, den wir meinen, und wer dieses Stahlbad bestanden hat, wird nicht mehr schwanken, wo man heute mit so schönen Worten und vernichtenden Urteilen seine Charakterlosigkeit zu verhüllen sucht.

Möchten recht viele im Bunde zu der Familie die Stellung des Ja jenseits des Philistertums und des Aufklärertums finden, daß wir die Urzelle unseres Volkes wieder erkennen als die große Möglichkeit, um die es uns geht, und daß wir frei von allen Illusionen Neuland schüfen in Häusern, die ins Land leuchten!

Walther Kalbe.

Aus dem Bund.

Der Nürnberger Diakonieverein

beginnt am 1. Januar einen **theoretischen Ausbildungskursus für neu eintretende Schwestern.** Die Schwesternschülerinnen werden völlig kostenlos als Krankenpflegerinnen, Hausschwestern, bei Schwestern-Eignung auch als Fürsorgerinnen ausgebildet. Wir bieten unseren Schwestern eine dauernde Lebensgemeinschaft als Kraftquelle für ein Leben des Dienstes. Aufnahmebedingungen und Auskünfte sind zu erhalten durch

Pfarrer Dr. **Wilhelm Stählin, Nürnberg.**

Arbeit der Theologen im Bunde.

An diejenigen, die glauben, daß gerade in unserem Bunde in seiner Vielgestaltigkeit sich das geistige Schicksal unseres Gesamtvolkes widerspiegelt, die vor allem glauben, daß die Krisis und die Ergebnisse der neueren Theologie auf die Führung des Bundes und auf die persönliche Stellung der Führer zu ihm von einschneidender Bedeutung sind, wird hierdurch die Frage gerichtet, ob sie sich an einem Arbeitskreis beteiligen wollen, der sich ernsthaft damit beschäftigen soll, Ziel und Weg unseres Bundes theologisch zu durchdenken. — Die Aussprache in „Unser Bund" würde zu fortwährenden Mißverständnissen führen, darum soll sie in Gestalt eines Rundbriefes erfolgen.

Um eine baldige Aeußerung wird gebeten, die zu senden ist an Heinz Kloppenburg, stud. theol., Marburg/Lahn, Wehrdaer Weg 5.

Buch und Bild.

Charles S. Macfarland: Die internationalen christlichen Bewegungen amerikanisch gesehen. Furche-Verlag, Berlin 1925, 237 S., 3.60, geb. 4.80 Mk.

Das Buch des verdienten Führers des großen amerikanischen Kirchenbundes ist eine wertvolle Ergänzung zu dem neulich empfohlenen Werk von R. H. Wallau. Es ist immer gut, einmal zu erfahren, wie die Dinge von anderen gesehen werden. W. St.

Dürer-Kalender im Dürer-Verlag Berlin Zehlendorf. 320 S., 4.50 Mk.

Der Dürerkalender schöpft aus der Fülle des deutschen Kulturarchivs. Das ist die Sammlung und der Nachweis aller in deutscher Sprache erscheinenden geistigen Erzeugnisse (Bücher, Zeitschriften, Zeitungen). Diese Erzeugnisse werden verarbeitet, nach Themen geordnet bis in die kleinsten Unterabteilungen, so daß alles zur Benutzung herangezogen werden kann. Bis jetzt bestehen 76 000 Sachgebiete mit etwa 3 Millionen Nachweisen. Das Kulturarchiv kann von jedermann benutzt werden. So schöpft dieser Kalender aus einer ungeheueren Fülle. Bilder von alten und neuen Meistern, Aufsätze und Dichtung aus allen Zeiten. Nicht zum Vorteil erscheint mir die starke Mitarbeit Willi Schlüters, dessen hochgeistige, begriffliche Sprache sich nur an verhältnismäßig wenig Menschen wenden kann. Und warum Jöde und Hensel nicht einmal erwähnt werden, vielmehr die Musik durch Arnold Wald-Wagner in hymnenartig-klingen-sollenden Aufsätzen „behandelt" wird, verstehe ich auch nicht, weil doch dem Archiv ganz anderes Material zur Verfügung stehen muß. — Sonst aber macht der Kalender seinem Paten Ehre, und er schämt sich nicht, auch das Evangelium zu bringen und das ist heute hoch zu werten. J. E.

Georg Klatt: Die Alkoholfrage, eine Gesamtdarstellung, 200 Seiten, 6.50 Mk., Mimirverlag, Stuttgart.

Aus dem Inhalt: 1. Der Alkohol und die alkoholischen Getränke, 2. Die physiologischen Wirkungen des Alkohols, 3. Alkohol und Verbrechen, 4. Alkohol und Wirtschaft, 5. Alkohol und Sittlichkeit, 6. Die Trinksitten, 7. Das Alkoholkapital, 8. Alkohol und Kind, 9. Alkohol und Schule. Das letzte Kapitel, auf 60 Seiten behandelt, bietet sich so im besonderen den Leitern als Hilfe an. Wertvoll sind auch die zahlreichen Tabellen.

Hans Fritsche: Das Lagerbuch. Reinhard Nuschke Verlag, Leipzig, 160 S., mit vielen Bildern und Zeichnungen, 2.75 Mk.

Da steht's drin, wie man so etwas macht, von dem die Leipziger in der Gilbhart-Treue erzählt haben. Und doch kein trockenes Instruktionsbuch, alles ist Erfahrung, und durch alles klingt das Leben. Das Buch kann unserm schwächlichen Fahrtenwesen auf die Beine helfen. Wir kommen auf das Buch zurück, wenn „Fahrt" zu besprechen sein wird. Es gehört in jede Jungenbücherei.

Jeremias Gotthelf: Ausgewählte Werke, vier Bände, 28—. Mk. Herder, Freiburg.

Diese gute Auswahl enthält, was man zum mindesten von Gotthelf immer wieder lesen muß: 1. Band: Kleinere Erzählungen, darunter: Die schwarze Spinne, Elsi, die seltsame Magd, das Erdbeermareili. 2. Band: Wie Uli, der Knecht, glücklich wird. 3. Band: Geld und Geist, aus dem wir einige Stellen entnommen haben, die hoffentlich euch bestimmen, wenigstens diesen Band zu kaufen; (die Bände sind auch einzeln erhältlich). 4. Band: Käthi, die Großmutter (hiervon brachte die Neblung-Treue die beiden Auszüge: Apothekergesichter und: Johannes vor dem Gemeinderat). Somit hat Gotthelf selbst für sich gesprochen und das besser, als ich es hiermit tun könnte. Ich verliere gar keine grundsätzlichen Worte über ihn, sondern rate aufs beste zu: Lest ihn! Wir kommen auch im neuen Jahr auf ihn zurück, denn wir sehen in ihm einen Geleitsmann und einen Helfer in unsrer Arbeit. Die Ausstattung ist gediegen.

Jeremias Gotthelf: Kleinere Erzählungen, Band 1 und 2, je 460 Seiten, in Pappe, 3.80 Mk. Eugen Rentsch Verlag, München.

Das sind 2 Bände aus dem Volks-Gotthelf, sehr billig, großes Format, schöner Druck, Ausstattung soll gediegen sein, kann hier nicht beurteilt werden, weil die Bände nur geheftet vorliegen. Hier sind's 3 Bände Kleinere Erzählungen und da steht natürlich mehr drin als in der obigen Ausgabe. Welcher Mädchenbund in Stadt oder Land kennt noch nicht die Geschichte: „Wie Joggili eine Frau sucht". Das würde wohl mancher helfen, wenn sie denken müßte, es gehe ein Joggili als Kesselflicker verkleidet um sie her und sieht sie in ihrem Werktagsgewand und bei der

Arbeit und im Verkehr mit den Dienstboten und nicht nur im bündischen Kleid und im Bund! Welcher Bubenbund kennt noch nicht: „Hans Berner und seine Söhne“? Welcher Gewinn wäre es, wenn wir im kommenden Jahr den Jeremias Gotthelf zu unserem Geleitsmann nehmen und durch den ganzen Bund hindurch lesen und bedenken würden? Ich halte das für durchaus ausführbar, und „Unser Bund“ wird da mit der „Treue“ mit allen Kräften am gleichen Strang ziehen. Wenn ich von den vielen Büchern, die in diesem Jahre besprochen wurden, eins nur besitzen dürfte, ich würde zu Jeremias Gotthelf greifen, aber unter seinen Werken würde mir die Wahl schwer. Von dem, was ich kenne, würde ich wohl „Geld und Geist“ nehmen. Man schenkt unter uns wohl manchmal das Ehezuchtbüchlein von Oeser zur Hochzeit, fein und wertvoll, und man hat ein halbes Dutzend auf einmal. Da schenk du „Geld und Geist“. Denn die Sinnsprüche vergißt manch einer, die „Geschichte“ aber nie und nimmer. J. E.

Bei Kallmeyer in Wolfenbüttel:

Ludwig Weber: Christgeburt. Kammerspiel. Nach einem Text aus Oberufer mit Musik nach alten Liedern, zum Darstellen, Singen und Tanzen. 6.— Mk. Stimmensatz 6.— Mk.

Unter den Krippenspielen dasjenige, das ganz singt und klingt. Es ist von ganz Musik getragen. Hier muß Chorgesang zu einem Gemeinschaftserleben führen, wie kaum sonstwo. Nötig ist: ein guter Chor, zwei Einzelstimmen, ein kleines Orchester mit Flöten, Oboen, Englischhorn, Klarinetten, Fagott, Geigen und Bratschen. Musik nicht einfach zu spielen und zu verstehen. Nur unter einer überragenden Führung wird es eine Gruppe musikalisch erfassen und darstellen können. Textlich stark und gut aus dem Oberufer Spiel gekürzt und auf eine knappe „evangelische“ Form gebracht.

Fritz Jöde: Die Musikantenlieder, in neun Heften, je 50 Pfennige.

Das ist die umfangreichste und billigste Melodiensammlung. Jedes Heft enthält etwa 60 Lieder mit ihren Melodien. Damit sind die meisten der in der Jugendbewegung und in den Musikantengilden gesungenen und bekannten Lieder mit ihren Weisen hier zusammengetragen. Solange unser Liederbuch keine Noten hat, ist die Sammlung ohne Zweifel die beste und billigste Melodienquelle für die meisten unserer Lieder. Die Hefte (Ueberm Alltag, Kindelein zart, Auf freier Straßen, Aus alten Tagen, Allweil lustig, Stand und Bund, Viel schöner Blümlein, Alles um Liebe, Eia Weihnacht) sind auch einzeln zu haben. Besonders sei auf „Eia Weihnacht“ hingewiesen, mit dem man 60 Lieder für 50 Pfennig erwerben kann. „Auf freier Straßen“ enthält auch manch unbekanntes Marschlied. Die Musikantenlieder erscheinen in Bälde auch gebunden für 5,50 RM. J. E.

Im Bärenreiter-Verlag:

Joh. Seb. Bach Stücke für die Gitarre, bearbeitet von Heinz Bischoff. 1.80 Mk.

Der sehr genaue Fingersatz erleichtert das Spielen dieser sehr schweren Stücke. Aber mit Fleiß kann doch ein guter Spieler das eine oder andere Stück schaffen. Er hat die Freude, Bach auf der Gitarre spielen zu können. Diese Stücke sind eine stramme Schule und lassen erkennen, was doch die Laute für Möglichkeiten hat, wenn man die Akkordgriffe einmal beiseite läßt.

John Dowland: Komm zurück! Für Singstimme und Laute. 1.80 Mk.

Satz nach dem Original gearbeitet von Walter Pudelko. Volksliedartige Weisen, Satz spielbar. J. E.

Kurt Ludwig: Das Weihnachtswunder. 30 Seiten (mit einer achtseitigen!! Einführung!) Verlag Karl Ludwig, Hamburg 30.

Die Christgeburt ist hier ein stimmungsvolles, romantisches Märchen geworden.

Martin Müller: Die heilige Nacht, eine kirchliche Christfeier, 1.50 Mk., im Greifenverlag.

Mag eine Anregung sein, wie man je nach den Umständen selbst eine Art Krippenspiel zusammenstellen kann.

Willy Kuhlmann: Märchenspiele, 100 Seiten, im Greifenverlag.

(Prinzessin Ueberklug, Jorinde und Joringel, Siebenschön, Rotkäppchen), derart bearbeitet, daß die Märchen kaum noch unter dem Schwulst der Sprache zu erkennen sind. Am Schluß das Rotkäppchen: Jäger: (schenkt ein). Und ob! (Zieht das Aroma ein). Das ist ein Tropfen! Nun laßt alle einen Schluck uns tun! (Sie stoßen an.)

Pflischke: Jockele. Im Greifenverlag. 3.50 Mk.

Das ist was Feines. Die Geschichte vom Bauer, der den Jockel fortschickt zum Hafer-

mähen, in 16 lustigen großen Schwarz-Weiß-Bildern. Damit kann man großen und kleinen Leuten zu Weihnacht eine Freude machen.

Freudenborn, Jahrbüchlein für die Jugend. Verlag Wilh. Limpert, Dresden-A. 1.

Der Jugendherbergenkalender für 12- bis 16jährige, eine Vorstufe zum Gesundbrunnen, eine Gabe an die Jungscharen. Für 20 Pfg. mehr als preiswert. J. E.

Vor Toresschluß seien kurz folgende Neuerscheinungen angezeigt:

W. Hensel: Susaninne, eine kleine Weihnachtskantate zu Worten von Mathias Claudius, im Bärenreiter-Verlag, Augsburg. 1.80 Mk.

Dichterische Unterlage ist die Weihnachts-Cantilene von Claudius. Zur Ausführung ist kein großer Apparat nötig. Gute Stimmen und gute Spieler für Geige, Flöte, Bratsche, Cello und Klampfen. Das kann viel mehr Freude machen. Sehr schön finde ich die Sprechgesänge. — Es kann noch reichen zum Fest!

Bei Georg Kallmeyer in Wolfenbüttel:

Brugers Schule des Lautenspiels, II. Teil, Heft 4, 5.— Mk. Das letzte Heft der Brugerschen Schule.

Hier werden nicht viele mitkommen, es sei denn, daß sie durch die drei andern Hefte sich durchgearbeitet haben. Die Griffbilder aber zeigen, daß das „gewöhnliche" Lautenspiel eigentlich noch gar keinen Anfang bedeutet, die Möglichkeiten der Laute auszunützen.

Im Volkskunstverlag Richard Keutel in Lahr i. B.:

Auguste Langbein, Mähren: Wie die Elflein durch den Winter kamen. 4.— Mk. Ein köstliches Kindermärchenbilderbuch.

Hermann Rombach: Kleinvolkbücher durchweg 80 Pfennig, Bilder mit Verschen für die Allerkleinsten, lustig in ihrer einfachen Art.

Wir beziehen unsere Bücher durch unsere „Treue"-Buchhandlung.

Dies und das.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt „Kalendarium spielfroher Menschen", Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin SW 68, Kochstraße 59, bei, auf den wir hinweisen.

*

Vom Treue-Verlag liegt ein Bücherkatalog bei, auf den ganz besonders hingewiesen sei. Auch sei auf die angezeigten Neuerscheinungen des Verlages hingewiesen. Wir wollen doch den eigenen Führer recht hören und uns nicht über andere erst sagen lassen, was er zu künden hat. Wer beim Treue-Verlag kauft, unterstützt den Bund.. Und der kann es brauchen.

*

Für Weihnachtsbildbeschaffung sei der Volkskunstverlag von Richard Keutel in Lahr in Baden in Erinnerung gebracht, der es sich zur Aufgabe macht, Kunst zu billigen Preisen ins Volk zu bringen, und so gegen den massenhaften Kitsch anzukämpfen. (Bildermappen, Wandbilder, Verteilbilder, Bildkarten.)

*

Von „Unser Bund" 1926 sind von allen Heften, mit Ausnahme des 1. Heftes, noch überzählige Stücke vorhanden und können nachbezogen werden.

*

Wir bringen ein Inhaltsverzeichnis in der Reihenfolge der Hefte. Es soll nur das Aufsuchen der Aufsätze erleichtern; denn nicht alles soll nun in der Truhe ruhen; auf manches wird zurückzugreifen sein. So hat man dann doch den Inhalt auf zwei Seiten zum Nachschlagen vor sich. Das ist auch gut für den Fall, daß einer die Hefte zusammenbindet.

Die Ecke

Es ist nicht das leichte, völlig unproblematische Heft geworden, das ihr vielleicht erwartet habt. Es ist ein rechtes Spiegelbild unseres Bundes, unseres Wesens. Wir sind immer auf dem Weg, immer noch Aufbruch ins neue Land, immer bauend und hoffend. Aber was Wintermann uns vorlegt, das kommt doch vielleicht zur rechten Zeit, zum Fest, das wie keines ein Fest der Familie ist, wenn sie noch nicht ganz zertreten und zermalmt ist; daß sie darum leichter Eingang finden und auf gelockert Ackerland fallen bei Jungen und Alten. Wir danken Anna Schieber für ihre Geschichte. Wie liegt da die Einheit zwischen dem Bericht von den „Müttern des Volkes" und der Herzblüte auf der Hand! „Geld und Geist" ist nicht klein gedruckt, weil es weniger wichtig wäre, sondern das mehr Raum hatte, und die Anzeige steht hinten, daß ihr es euch bestellen könnt. Kauft's, schenkt's zu Weihnacht!

Wir sind nun wieder einmal am Ende und klappen den Deckel zu. Wir haben gearbeitet und geschrieben, uns bemüht und uns gefreut an schönen Heften. Ist es eitel Menschenwerk gewesen, so ist es wert, daß es mit dem Wasser den Bach hinuntergehe oder von Motten gefressen werde. Sind Samenkörner darunter gewesen, die der uns ausstreuen ließ, der selbst uns ausgesäet in diesen Erdenboden, so wollen wir sie seiner Pflege befehlen und weiter treu uns bemühen.

Der Herr segne und behüte uns.
Amen.

Allen Lesern ein
frohes und gesegnetes Fest und Glück und Segen ins neue Jahr!

Inhaltsverzeichnis

Abendandacht.

Herr, es gescheh Dein Wille!
Der Körper eilt zur Ruh!
es fallen in der Stille
die müden Augen zu.

Vergib der Schwachheit Sünden,
verschon mit Zorn und Straf.
Laß mich bereitet finden
zum Tode wie zum Schlaf.

J. A. P. Schulz: Lieder im Volkston.



Schicksal und Sinn der deutschen Jugend.

Endlich kann ich die längst angekündigte Arbeit in die Hände des Bundes legen. Wer sie liest, wird spüren, daß sie aus Not und Kampf und aus einer großen Hoffnung geschrieben ist. Ich freue mich besonders, daß die Künstlerin der Heliandbilder das Büchlein geschmückt und in ihrer Sprache das gesagt hat, was als leitender Gedanke das Büchlein selbst durchzieht: daß die größte Herrlichkeit nicht in der ungebrochenen Natur und in dem unerlösten Ich liegt, sondern nur auf dem Kreuzweg des Lebens, wo Rosen und Dornen unentwirrbar ineinander verschlungen sind, zu gewinnen ist. — — Möchte es sich als sinnvoll und berechtigt erweisen, daß dieses Wort von dem Weg des neuen Geschlechts zum Evangelium von dem Verlag unseres Bundes aus gesagt wird.

Wilhelm Stählin.

Die Treue

Verbandsblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.
Schriftleitung: Pfarrer W. Kalbe, Schmiedehausen b. Bad Sulza
Druck u. Verlag: Druckerei Eduard Roether, Darmstadt, Bleichstr.
Postscheckkonto: Eduard Roether, Darmstadt, Frankfurt a. M. 11232

